

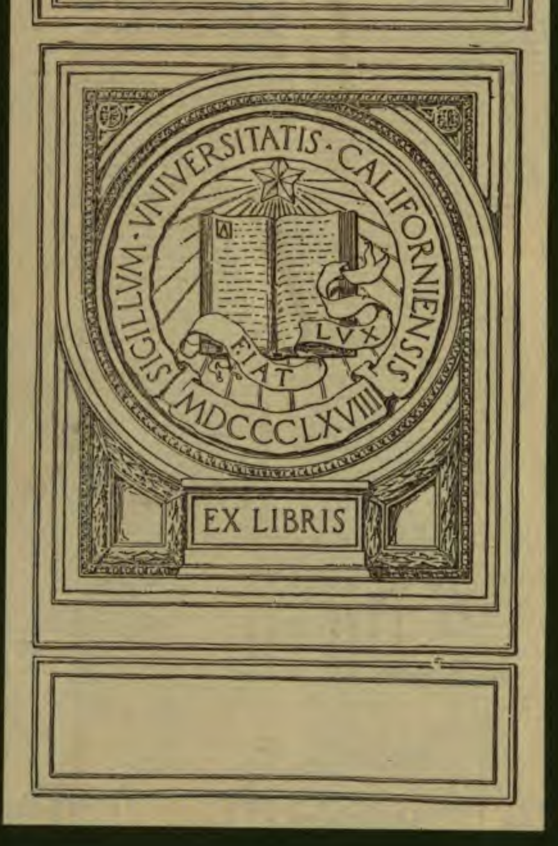
Wilhelm Volz

Im Dämmer des Rimba

Kolina

Sumatras Urwald und Urmensch

Ferdinand Hirt in Breslau





WILHELM VOLZ

IM DÄMMER DES RIMBA



SUMATRAS URWALD UND URMENSCH

FERDINAND HIRT IN BRESLAU / 1921

VORBEMERKUNG

Urwald ist Lebensraum, in ihm ist die Menschheit entsprossen, so ist das früheste menschliche Werden mit ihm verknüpft. Man kann ihn nicht mit botanischen und zoologischen Namen erfassen, der jungfräuliche Urwald, der Rimba des Malaiers, ist ein Erlebnis, um so großartiger auch dem Kulturmenschen, je länger man in seinem Banne gewesen, je tiefer man seine Macht empfunden. Quer durch den südsumatranischen Urwald führt das Büchlein, nicht Abenteuer will es schildern, wie Reisen in fernen Zonen sie mit sich bringen, den Urwald will es näherbringen, was er ist und was er dem Menschen ist. Uns und dem Malaier, dem indischer Kulturgeist hilfreich zur Seite gestanden, und dem armen Kubu, der im Joche des Urwaldes lebt, noch jetzt ein Urmensch. Nicht alles will es schildern, nur das Menschliche, Eindrücke reicher Rimba-Erfahrung, in ihrer Projektion auf das Menschenschicksal.

Name ist Rauch und Schall. So ist an geographischen Namen nur gegeben, was unerläßlich ist. Und Zeit? Was hat der Urwald mit dem Kalender zu tun? Genug, daß alles war und so war. Es ist moderne Geographie, die nicht lernen, sondern erleben läßt, keine Reisebeschreibung, sondern das leise Fühlen und Verstehen des tropischen Urwaldes als Entwicklungsraum von Menschengeschlechtern.

Wilhelmsruh, im Herbst 1920 Wilhelm Volz

INHALTSÜBERSICHT

BUCHSCHMUCK

Den Buchschmuck hat Herr Otto Kalina in Breslau nach Originalen aus dem Besitz des Verfassers mit feinem Sicheinfühlen gezeichnet



URWALDFLUSSFAHRT

Es war über Nacht recht hoher Seegang gewesen, und der kleine Dampfer hatte tüchtig geschaukelt, das gleichförmige Anklatschen der Wellen an die Schiffswand, der wirbelnde Prassel an den Bullaugen war eine sanft einschläfernde Melodie des Meeres. Jetzt ist es ruhiger geworden. An die Reling gelehnt schaue ich ins Meer, die blaugrüne Tiefe beginnt zu schwinden, wie grünlicher Marmor, oft milchig getrübt erscheinen die langen Wogen — und hinten in der Ferne der eintönige grüne Waldstreifen, der sich endlos gleichförmig dehnt, soweit das Auge reicht, das ist mein Ziel, Sumátra. Der Himmel ist heiter, und die ersten Sonnenstrahlen durchleuchten rosig den Dunst.

Djinal bringt mir den Tee, und wohlig belebend verscheucht der heiße Trank den letzten Rest der dumpfen Nacht in der Kajüte. »Siehst du, Djinal, dort drüben das Land wird nun für Monate unsere Stätte werden.« Das kleine, zierliche Kerlchen wiegt einen Augenblick wie prüfend den Kopf, indem er mit seinen dunklen Augen hinüberschaut. »Rímba, Túan,« (Urwald, Herr) sagt er, »wie in Borneo«, und mit nachdenklichem Lächeln, das die prachtvollen schneeweißen Zähne im bronzefarbenen Gesicht leuchten läßt, fügt er hinzu »ápa bóleh búat!« (was ist dabei zu machen!). Er hatte seinen Standpunkt gefunden. —

Die Sonne steigt, in nichts hat sich das Bild geändert, sengend heiß brennt sie auf das Verdeck, und glühend wirft das blanke Meer die Strahlen zurück. Mittag ist längst vorüber, da wendet der Dampfer und hält auf eine kleine Lücke im weiten Urwaldsaum zu, das Meer wird milchig, undurchsichtig grüngelb, und langsam nähern wir uns der Küste. Die Ebbe hat gerade begonnen, und weit in das Meer hinaus ist das gelblich-trübe Flußwasser zu verfolgen, bald nimmt uns der mächtige Musi-Fluß auf, und langsam fährt der Dampfer gegen den Ebbestrom flußauf.

Nahe hält er sich meist dem Ufer. Dunkelgrüner Hochwald begleitet den Strom, und das hohe Wasser spielt trübe in den Blättern der Mangroven, die im Wasser zu wachsen scheinen. Oft kann man an lichteren Stellen hineinschauen in den Wald, und soweit das Auge reicht, glitzert das Wasser zwischen den Bäumen. Endlos ist die Wasserfläche, und nicht wo Wasser ist, ist der Fluß — nein, wo keine Bäume stehen, ist der Fluß. Weite Buchten bilden sich in den Wald hinein, und von allen Seiten wächst der Wald vor und sucht die Bucht zu erobern, Büsche vor den Bäumen und blattgekrönte Stecken vor den Büschen. So wächst der Wald in das Wasser hinaus. Ein niedliches Bild, wie die Blattwirtel weit vorm Waldsaum im Wasser schaukeln. Aus den Stecken werden Bäume, der Urwald hat Zeit. Langsam drängt er das Meer zurück. Und ob auch gelegentlich in tobendem Sturm das Meer sich aufbäumt — der Urwald ist stark; er gibt nicht her, was er erobert.

Es ist Ebbezeit, das Wasser fällt und zieht sich schlammig aus dem Walde zurück. Höher und höher tauchen allmählich die Waldufer mit ihrem seltsamen Wurzelwerk aus dem Wasser, die Ufer scheinen fest — sie scheinen; denn weicher Schlick ist es und haltloser Schlamm, was zwischen dem tausendarmigen Geäst der Stelzwurzeln dem Auge sich bietet. Wer vertrauend vom Kahn auf dies Ufer springt, sinkt bis zu den Schenkeln in die weiche Masse ein, und mühselig müssen ihn seine Gefährten herausziehen. Darum stehen auch die mächtigen Bäume nicht auf einfachen Wurzeln, nein, tausendfach verzweigt wie ein gewaltiger Kandelaber ist das Wurzelwerk, oder wie ungeheure Schlangen kriechen die Wurzeln weithin, sich miteinander ver-

schlingend, über den Schlickboden und vermögen so große Bäume zu tragen. Mächtiger Urwald schließt oben die Kronen zusammen, indes am Boden noch das Wasser plätschert. Unendlichen Schlamm trägt tagaus tagein der mächtige Strom aus dem Innern der großen Insel Sumátra heraus und führt ihn dem Meere zu, im ständigen Spiel von Ebbe und Flut nimmt ihn das Meer und führt ihn mit der Flut wieder flußauf und verteilt ihn mit dem überschwemmenden Wasser weithin durch den grünen Wald, und die Wurzeln und Würzelchen halten ihn zurück, daß er auf dem Schlickboden niederfällt. Und ist die Ebbe abgeflossen, so ist rings der Schlickboden um ein weniges gewachsen. So kämpft der Mangrovenurwald mit dem Meer, ja, er ist stark und gewinnt dem arglosen Meere in zäher Energie rastlos Boden ab. Und die Früchte helfen den Wurzeln im ewigen Kampf. Zu langen Speeren wachsen sie am Baum, mit harter Spitze, und reifend sprosst ihnen alsbald ein Blätterkranz. Kommt dann ein Wind, daß sie abfallen, so bohren sie sich mit der harten Spitze tief in den weichen Schlick, und nach wenig Stunden ist die Frucht, sich verwurzelnd, ein kleines grünendes Bäumchen. Und die Äste helfen den Wurzeln und den Früchten, indem sie sich weit über das Wasser recken, daß die Frucht auch recht weit hinaus in das Wasser falle. So gewinnt der Mangrovenurwald Meter für Meter dem Meere Boden ab, die Wurzeln verästeln sich, und der Baum entsendet Luftwurzeln, die sich verästeln, und in dem weiten Stelzwurzelwerk wird der Schlamm abgefangen, den das Wasser mitbringt, er setzt sich als Schlick zu Boden, und so wächst das Land und der Mangrovenurwald immer weiter in das Wasser, in das Meer hinaus.

Stunde auf Stunde fuhr der Dampfer durch den Mangrovenurwald stromauf, und in stillem Triumph erzählten die gleichförmigen dunkelgrünen Bäume, wieviel Dutzend Kilometer Landes sie in vieltausendjährigem Kampf dem Meere abgerungen. Fast hundert Kilometer sind es bei Palémbang. Einst wogte hier der Ozean — jetzt ist Land, soweit das Auge sieht, Mangroven, Urwald. Ja, der Urwald ist stark.

Breite Sumpfstrecken schieben sich gelegentlich ein, erfüllt mit niedrigen Sumpfpalmen, mit mächtigem Schilf. Tausende

und aber Tausende von Sumpfvögeln beleben die weiten Flächen, Reiher und Marabustörche, Pelikane und anderlei Vögel fliegen mächtig dahin, Möwen, Enten und tausenderlei kleineres Geflügel, wohin das Auge blickt. Mit ohrenbetäubendem Geschrei erheben sich bisweilen weiße Wolken vor dem nahenden Dampfer, um nach kurzem Fluge unfern wieder einzufallen. Krokodile treiben gelegentlich in stoischer Ruhe, nur wenig sichtbar, im Fluß. Aber der Urwald ist tot, nur selten ein Vogel, kein Tier läßt sich blicken, nicht einmal Meerkatzen, diese Parias des tropischen Waldes, sind zu sehen. Wie sollten sie auch? Der Mangrovenurwald ist ein Kämpfer, Nahrung spendet er nicht.

Der Abend kam, die Nacht brach herein, das Bild hatte sich nicht geändert.

Am nächsten Morgen lagen wir in Palémbang an der Brücke, wo die Mangrove anspruchsvolleren Pflanzen Platz macht, wo der Mensch am Ufer sein Haus bauen kann und Nahrung dem Boden abringen — da liegt Palémbang. Fester Boden und Sumpf und Wasser liegen hier innig vermischt durcheinander, aber fester Boden ist da. Auf Pfählen stehen die Häuser und halb auf dem Wasser leben die Menschen, die Malaier sind ja auch alte Wasserratten, Fischervölker. So spielt dieser Platz seit uralters her eine wichtige Rolle.

Von hier aus ist im Mittelalter von Javanen ein mächtiges Reich indischer Kultur, indischen Despotismus gegründet worden, und indischer Geist hat von hier aus Einzug in den fernen Urwald des Innern gehalten und den armen Urwaldmalaier zum Menschen gemacht. Der indische Glanz ist dem Ansturm des Islams erlegen, und die indischen Fürsten haben mohammedanischen Sultanen Platz gemacht. Bemerkenswert war die Macht dieser Herrscher, schöne Grabstätten sprechen von ihnen. Aber klein blieb der geistige Einfluß des Islams, er vermochte die alten schönen hinduistischen Gedanken und Anschauungen der Eingeborenen nicht zu verdrängen, geschweige durch arabische Sinnesart zu ersetzen, die Religion der glühenden Wüste eignet nicht dem düsteren Rimba. Nicht unschön ist die alte Moschee mit dem hohen Minarett, aber doch will sie nicht recht zu dem Gesamtbilde passen.

Seit einigen Menschenaltern gehören das Land und die Stadt den Holländern, imponierend sieht die mächtige, kanonengespickte Zitadelle aus mit ihren Bastionen und ihrem Zinnenwerk, aber sie ist mehr malerisch als gefährlich. Gewaltiger Handel ist unter europäischem Einfluß emporgeblüht, und die emsige Geschäftigkeit des eingeborenen Händlers gibt dem malaiischen Venedig sein Gepräge, der Inländer, der Chinese, der Araber vermittelt den Warenverkehr, und das europäische Leben spielt eine wenig bedeutende Rolle. So war auch das kleine Hotel sehr mäßig, das mir Unterkunft gewährte, und langsam konnte ich mich schon jetzt des westlichen Luxus entwöhnen.

Meine nächste Arbeit war, für die Ausrüstung der Expedition zu sorgen, vielerlei war zu bedenken, und Djinal zeigte sich dabei wieder außerordentlich brauchbar. Voraussichtlich werde ich 3—4 Monate im Innern bleiben, fern von aller Kultur, von jeder Möglichkeit, meine Ausrüstung zu ergänzen, jede Vergeßlichkeit rächt sich bitter. Umgekehrt muß im Urwald all und jedes von eingeborenen Kulis getragen werden, und ein Malaier trägt nicht mehr als etwa 18 kg. So heißt es haushalten. Nur das Allernötigste! Den Grundstock der Nahrung muß natürlich das bilden, was das Land liefert, vor allen Dingen Reis und Hühner, aber was vertilgt ein Kulturmensch nicht im Laufe eines Vierteljahres daneben an Genußmitteln, wie Kaffee, Tee, Zucker, Zigarren usw. Da blieb für Konserven wenig Platz, nur mancherlei pikante Sachen, Sardinen, Tomaten, Eingemachtes, Erbssuppe und derartige Delikatessen, die einmal die Eingeborenenkost vergessen lassen. Für Getränke ist natürlich kein Platz, nur ein paar halbe Flaschen Sekt läßt mich alte Buscherfahrung nicht gänzlich vergessen: es kommt doch in den Miseren des Buschlebens einmal die Stimmung, daß man sich sagt, was für ein greulicher Esel bist du gewesen, daß du all das Behagliche, Schöne daheim im Stich gelassen, um in Dreck und Speck im Urwald zu leben — da ist eine Flasche Sekt das beste und schnellste Heilmittel. Probatum est!

Und dann die wissenschaftliche Ausrüstung für die näheren Reiseziele, für die Sammeltätigkeit — es dauert eine ganze Zeit, bis alles beieinander und gut und zweckmäßig verpackt ist.

Auch ein eingeborener Jäger mußte gesucht werden zum zoologischen Sammeln, vor allem aber auch zum Präparieren und Konservieren der zoologischen Ausbeute, ein Mann, der Lust und Liebe zur Sache und womöglich schon etwas Erfahrung hatte und der auch zum täglichen Verkehr gut zu leiden war, da war Djinal unschätzbar. Nach vielem Suchen brachte er mir einen Eingeborenen aus dem Innern an, der wohl javanisches Blut in den Adern hatte und lange Jahre als Diener bei Europäern gewesen war. Dullah war ein hellhäutiger, schlanker Mensch von einigen zwanzig Jahren, mit sympathischen, etwas träumerischen Zügen, eine liebenswürdige Weichheit gab ihm etwas Aristokratisches. Seine technischen Fähigkeiten und auch seine Arbeitslust ließen ja, wie ich später merkte, manches zu wünschen übrig, aber doch ist er mir ein lieber Kamerad geworden. Ebenso wie Djinal fühlte er sich absolut zu mir gehörig, den Eingeborenen überlegen, war Djinal der frohe, nüchterne Tatmensch, so war er mehr empfindsamer Gefühlsmensch, etwas Versonnenes, nach innen Gekehrtes lag über ihm — ein Abglanz der alten indischen Kultur, die einstmals hier im Osten eine neue Blüte gefunden hatte, und zahllos waren die Sagen und Geschichten, die er abends im Plauderstündchen zu erzählen wußte. So habe ich viel an ihm gehabt und nie bedauert, ihn mitgenommen zu haben.

Eifrig betrieben wir die Ausrüstung, ein Boot mußte für die zehntägige Flußfahrt, die mich an den Ort meiner Tätigkeit bringen sollte, gesucht und hergerichtet werden. Etwa 12 Meter lang war es und fast 2 Meter breit, vorn war Platz für die acht Ruderer, hinten für den Steuermann, Djinal und Dullah, in der Mitte wurde aus Palmstroh ein Sonnendach hergerichtet, unter dem mein Feldbett stand. Eine Kiste voll Erde diente als Kochherd. So ließ es sich immerhin aushalten.

Ein Schatten fiel für Djinal auf diese Zeit, er erhielt aus Borneo die Nachricht, daß seine Mutter gestorben sei, traurig kam er zu mir. Nun habe er nur noch seinen Vater, und der sei auch schon alt, da fühle er sich doch nur saténgah senáng (d. h. halb behaglich), es sei ja richtig, daß sich daran nichts ändern ließe, denn Allah sei es, der alles gäbe. Apa boleh buat! Was ist dabei zu machen! Aber trotzdem wäre er nur saténgah senáng.

Dies »Senángsein« spielt für den Eingeborenen eine große Rolle, daß nichts die gleichmäßige Behaglichkeit des Lebens störe, keine Gemütserregung, kein geistiger Kampf, kein Streben nach Besonderem. Wir möchten das ja vielfach als Stumpfsinn bezeichnen, für uns gewinnt das Leben erst Wert durch die Intensität des Fühlens, des inneren Erlebens. Dafür aber hat der Eingeborene nur selten Verständnis, er ist Materialist, daß man eine besondere Anstrengung macht, die Behaglichkeit des äußeren Lebens aufgeben kann, um innere Werte einzutauschen, daß ein inneres Erleben und Genießen äußere Bequemlichkeiten tausendfach ersetzen kann, geht seinem naiven Nützlichkeitssinn nicht ein. Keine Aufregung, keine Eile, keine Gefühlsäußerung — denn all das stört das Senángsein, darum haben auch all die Religionen, die die Gefühlssphäre, das innere Leben derart regeln, daß eine persönliche Gedankenarbeit und damit innere Aufregung und geistiger Kampf ausgeschaltet wird, viel mehr Erfolg bei den Eingeborenen, als das Christentum, das gerade innere Selbstarbeit verlangt. Der Islam gibt alles in die Hände Allahs, Allah gibt, und der gläubige Mohammedaner nimmt alles aus seiner Hand, apa boleh buat! Was kann man da machen! Auch Brahmaismus und Buddhismus, die ja einst so tiefgreifenden Einfluß auf die malaiische Inselwelt hatten, verdanken ihn denselben Gründen, das Nirwana, das wunsch- und leidenschaftslose Sichinsichselbstversenken, ist doch nur das höchste Senángsein. Senáng sein ist alles. Und im Grunde beruht auch die ganze Gedankenwelt der heidnischen Eingeborenen auf demselben Grundgedanken: mit welchen Mitteln halte ich die ganze Geisterwelt davon ab, neidvoll in mein Leben einzugreifen und mein Senángsein zu stören? Wenn wir ehrlich sein wollen, so ist ja dasselbe dem Kulturmenschen auch nicht ganz fremd. Aber kulturfördernd ist das Senángsein nicht, im Gegenteil — Zeiten des Materialismus, der ja letzten Endes auch nicht viel anderes ist, sind bei uns immer Zeiten kulturellen Niederganges. Geistig hochstehenden Menschen gilt das Senángsein nicht als Höchstes, und so war es mir für Djinal schon ein gutes Zeichen, daß er durch den Tod seiner Mutter sich doch nur halb senáng fühlte, gab er doch menschlichen Gefühlen Raum. Man kommt sich mit Eingeborenen

seelisch nicht leicht näher, schon das Herrenverhältnis begründet das, dann auch die Rassenverschiedenheit. Es gehört viel dazu, daß man das Vertrauen eines Eingeborenen so rückhaltslos gewinnt, daß er sein innerstes Denken treuherzig offenbart. Monatelanges Urwaldleben begünstigt das zweifellos, es bildet sich da eine Gleichartigkeit der Interessen aus, besonders zwischen Herr und Diener, beide sind fremd und damit stärker aufeinander angewiesen, die Vereinsamung führt dazu, daß jeder doch öfter einmal das Bedürfnis hat zu traulicherem Plaudern. So habe ich manch menschlich interessanten Blick in das Seelenleben meiner braunen Begleiter tun können. Es sind große Kinder, ja, aber nur insofern, als ihr Denken wenig kompliziert ist, sonst sind sie häufig sogar recht raffiniert und unkindlich.

Ich tröstete Djinal so gut es ging und ließ mir erzählen, auch auf seine Frau kamen wir zu sprechen. »Ach, Túan«, sagte er, »das ist ganz etwas anderes; die Eltern kann man nicht wechseln, da hat man nur die einen; aber Gattin —! Wenn ich nur etwas Geld habe, kann ich sofort eine andere haben.« Ein Skeptiker. Allerdings ist die Ehe nach mohammedanischem Recht ganz etwas anderes als bei uns. Die Scheidung ist denkbarst einfach, die Lebensbedürfnisse in dem glücklichen Klima sind minimal, mit wenigen Pfennigen täglich zu bestreiten, die Kindererziehung macht keinerlei Schwierigkeiten, so heiraten sich die Menschen und trennen sich wieder, um anderweit eine neue Ehe einzugehen, und Djinal beispielsweise hatte mit seinen 22 Jahren bereits die siebente Frau. Bei wohlhabenden Eingeborenen, wo Vermögensfragen mitsprechen, ist das natürlich anders, und anders ist es auch bei den unberührteren Eingeborenen des Innern. Im verkehrsreichen Trubel des Küstenlebens, wo die widersprechendsten Kultureinflüsse aufeinanderstoßen, europäische, indische, arabische, chinesische mit malaiischen, wo die eine Auffassung erlaubt, was die andere streng verbietet, da haben sich die Anschauungen gelockert und sind die Begriffe lax geworden, aus allem das Bequemste — senáng!

Endlich war alles in Ordnung, das Boot bereit, alles beisammen und im Boot verstaut. Am nächsten Morgen um 7 Uhr sollte es losgehen, noch eine Nacht im Bett schlafen,

das war der einzige Kulturgenuß, den mir Palémbang bieten konnte — und dann hinaus in den Rimba, fort von aller westlichen Kultur, um mit Eingeborenen als einzigen Begleitern bei Eingeborenen zu leben, um für Monate nur malaiisch zu hören, zu sprechen, ja fast zu denken. —

Der Morgen war frisch und klar, als das Boot ziemlich pünktlich vom Ufer abstieß. Erst in solchen Augenblicken merkt man recht, was selbst der letzte Ausläufer der Kultur noch an angenehmen Gütern bietet; der Bäcker hatte warten lassen, und atemlos kam Djinal mit einem mächtigen Paket Broten an. Haufen verschiedener Früchte türmten sich in der Ecke meines Abschlages, dahinter lag, von Fliegen umsummt, in schmutziges, blutiges Zeitungspapier eingeschlagen, ein Stück Rindfleisch, das Dullah eben noch vom Fleischer geholt hatte; ein Dutzend Wein- und Bierflaschen reckten die Hälse aus einem Korb, ein paar Gläser lagen dabei, ein Stoß Zeitungen, die der Postdampfer gestern gebracht hatte, ein paar Bücher zum Zeitvertreib auf der langen Fahrt — mit all dem war es für Monate vorbei.

Auf dem Fluß war ein reges Leben, Hunderte und aber Hunderte von größeren und kleineren Fahrzeugen und Booten drängten durcheinander in den breiten Straßen zwischen den ins Wasser gebauten Pfahlhäusern und auf großen Holzflößen schwimmenden Stadtvierteln. Ein buntes Bild, das das Leben und Treiben dieses malaiischen Venedigs spiegelte; zu Wasser wickelt sich der ganze Verkehr ab, hochbeladene Prauen fahren schwerfällig des Wegs, dazwischen Kähne, die zum Markt oder vom Markt wollen, beladen mit all den vielen Artikeln des täglichen Lebens. Unterwegs noch wird mit viel Geschrei gefeilscht; hier ein paar kreischende und schnatternde Chinesen, dort würdevoll im Turban ein arabischer Hadji; Weiber und Kinder; Eingeborene aus dem Binnenlande; geschickt geführte kleine Einbäume dazwischen — allenthalben Geschrei und Gekreisch, plätschernde Ruder und gurgelndes Rauschen der trüben Flut. Es gibt genug und übergenug zu sehen. Langsam windet sich unser Boot hindurch; neugierige Fragen fliegen zu den Ruderern herüber, hier und da wird ein Gruß getauscht.

Noch rasch wird das eine oder andere eingekauft, ein paar Fische, eine Ananas. Endlich wird es stiller, und nur aus der Ferne noch tönt der Lärm des geschäftigen Treibens zu uns herüber; auf dem breiten Strom verliert sich der Verkehr. Nahe dem Ufer fahren wir entlang; das Bild ändert sich allmählich. Weitläufiger stehen die Hütten, große Fruchtgärten schieben sich ein, grüne Felder — die große Straße begleitet den Fluß, und weithin beherrschen Baumwollbäume mit ihren eigenartigen, langen, dünnbelaubten wagerechten Ästen das Uferbild. Die Sonne steigt und sengt erbarmungslos auf der blanken Wasserfläche, eine glühende Hitze ist unter dem Palmstrohdach, kaum gemildert durch den frischen Hauch des Wassers, den Ruderern rinnt der Schweiß in Strömen von der Stirn, halbnackt sitzen sie da, und ihre dunkelbraun gebrannten Körper sind naß vom Schwitzen. Nur einige rudern und ziehen langsam die schweren Riemen durch, während die anderen ausruhen, schwatzen, sich eine Strohzigarette drehen oder vor sich hindösen. So schleichen wir träge durch die Mittagsglut dahin, auch die Natur scheint zu schlafen. Im leichten Schlafanzug, mit feuchter Haut liege ich träumend auf dem Feldbett, zu träge zum Lesen. Bisweilen schwinden die Gedanken, und nach kurzem unruhigen Schlummer erwacht man schweißgebadet, um aufs neue dahinzudösen. Die Kleider kleben am Körper; kein Luftzug bringt Kühlung, ermattet, unlustig zu allem, unfähig zu denken liegt man da unter dem lastenden Druck der lähmenden Hitze. Die Zeit schwindet dahin, die Schatten werden wieder länger, und sorgsam suchen die Ruderer das schattige Ufer zu halten. Der Abend bringt Kühle, und schweigend rudern wir in die Nacht hinein. Auch der nächste und übernächste Tag bieten wenig Abwechslung, aber langsam ändert sich das Bild. Wohl taucht schon hin und wieder ein Stück Wald oder Urwald auf, aber das Kulturland wiegt noch vor. Allmählich aber kommen wir in unberührteres Gebiet, die Dörfer werden seltener, verlassene Strecken, selbst Grasland schieben sich in größerer Ausdehnung ein, der Fluß wird schmäler, so stattlich er noch ist. Breiter wird der Urwald und wilder, selten nur ein Dörfchen am Ufer, selten ein Boot, das uns begegnet — einsam und allein zieht das Boot dahin.

Als gewaltige Kulissen begleitet jungfräulicher Urwald mit seinem endlosen Gewirr turmhoher Baumriesen die Ufer — lautlose Stille ringsum, nur unterbrochen von dem gleichmäßigen Platschen der Ruder. Das eigenartige Bild fesselt die Aufmerksamkeit; ungeheure Mauern von Grün an beiden Ufern, majestätisch türmt sich das Laubwerk übereinander zu mächtiger Höhe, Baumkrone über Baumkrone, alles verschlungen und verwachsen mit einem Gewirr von Lianen und Schlinggewächsen, daß schier kein Plätzchen frei ist; hoch strebt das gewaltige Laubdach zum Himmel bis Kirchturmhöhe, und obwohl der Fluß recht stattlich breit ist, fährt man eingeengt wie in einer schmalen Gasse zwischen hohen Häusern dahin, und nur als schmaler Streifen ist der Himmel oben zu sehen, so breit, als die mächtigen, einander sich nahenden Baumkronen eben Platz lassen. Aber Abwechslung, wohin man schaut in das Laubgewirr. Ein mächtiger Feigenbaum steht hier am Ufer, ein Riese, getragen von einem unendlichen Gewirr mächtiger Wurzeln, die erst haushoch über dem Boden einen ungeheuren Stamm bilden, zierliche Palmen auf schwankem Stamm daneben; hier Eichen mit fremdartigem Laub, dort mächtige Kronen tellergroßer Blätter; schlanke, gefällig sich beugende Bambusse dazwischen. Abgestorbene Urwaldriesen, die nur noch gehalten werden von schmarotzenden Schlingpflanzen, und von oben bis unten bedeckt mit einem buntfarbigen Teppich pflanzlicher Parasiten herrlichster Formenschöne. Vom Boden bis zur höchsten Krone alles dicht verwachsen. Unendlicher Wechsel allenthalben, kein Baum gleicht dem anderen, kein Stamm dem anderen; zarte, duftfeine Formen und grobe, massige, schmale und breite, Riesen und Zwerge nebeneinander, durcheinander, übereinander — es ist ein betäubender, sinnverwirrender Eindruck. Und doch ist alles eins, eine mächtige grüne Laubmauer. Nur die Farben fehlen, grün ist alles, wohin man schaut, grün, grün. Wohl blüht hier ein Baum mit schönen roten Blüten, dort sind weißliche Blütenmassen; hie und da eine farbenprächtige Orchidee, die man bei näherem Hinschauen gewahrt — aber all das tritt zurück im Gesamtbilde, es spielt gar keine Rolle; alles ist grün — grün. Es ist ein ungeheurer Reiz, im leisen Dahingleiten das Auge auf all dieser zarten

Mannigfaltigkeit ruhen zu lassen, den steten Wechsel zu verfolgen. Leben und Tod durcheinander, wo ein Riese gestürzt, grünt das Leben desto üppiger, die Lücke zu schließen, sein Tod gibt den Nachbarn neues Leben; gestürzt liegt er im Fluß, und tausendfaches neues Leben sprießt auf dem modrigen Stamm und trägt das Blätterdach auf die Wasserfläche hinaus. Dort unterhöhlt der Strom das Ufer, und dem Tode geweiht senken sich mächtige Stämme zum Fluß hinab; wie lange noch, und sie kämpfen, von dem gurgelnden trüben Wasser umspült, den letzten Kampf und unterliegen und sterben, wie jener mächtige Stamm, der dort halbversteckt unter Wasser liegt, eine Gefahr dem arglosen Boote. Ein Krachen und Knacken, ein Rauschen und Bersten, dumpf knatternder Donner läßt uns auffahren und umschauen, aber schon wieder Stille und Ruhe ringsum — ein abgestorbener Baumriese ist gestürzt und hat im Fall ein weites Loch in den Urwald geschlagen; nah schien es zu sein, aber keine Bewegung läßt uns ahnen, wo —. Vorbei. Der stille erbitterte Kampf geht weiter. Wir ahnen ihn, wir fühlen ihn, aber äußerlich atmet alles Frieden und Stille.

Aber was sehen wir denn? Nichts. Nur die grüne Mauer. Ins Innere des Urwaldes dringt kein Blick hinein, nur wenige Schritt, und unergründliche Laubmassen wehren dem Blick, vergebens versucht das Auge eine Lücke zu erspähen und sich hineinzubohren. Dichte grüne Schleier wahren das Geheimnis des Rimba. Etwas wie Enttäuschung überkommt uns; wir sind ja gar nicht im Urwald, eifersüchtig verwehrt er sich uns. Grüne Mauern sperren uns ab — wir sind einsam auf dem schmalen Wasserbande, das durch den unermeßlichen Urwald sich dahinschlängelt.

Aber nicht nur sich selbst verwehrt er uns, er sperrt uns ein — in grünem Schatten fahren wir dahin, grüne Schatten liegen auf dem Wasser, grüner Dämmer säumt das Ufer. Die Sonne —? Hoch oben in den Wipfeln der Bäume spielt ihr helles Licht, und ganz oben nur zwischen den ausladenden Baumkronen kommt der heiße blaue Himmel zum Vorschein, hoch hinauf müssen wir schauen, um das schmale helle Band frohen Lichtes zu sehen. Wir sind gefangen, Gefangene des Urwaldes; eingeschlossen zwischen hohen Kerkermauern.

Die Sonne steigt zum Zenit und leuchtet nun auch mit sengender Glut in unser Gefängnis hinab, schier unerträglich wird die feuchte Schwüle. Mit matten Schlägen treiben die Ruderer das Boot vorwärts, und das leise Platschen der Riemen ist das einzige Geräusch im weiten Wald. Die Tierwelt schläft — ein großer weißgescheckter Falter schwebt wie ein vom Luftzug getriebenes Blatt Papier hoch über dem Boot. Dort sitzen auf schattigem Ast ein paar Affen, regungslos, still hängen die Schwänze herab, wie Fransen am Ast. Schnatternd und keckernd springen sie beim Nahen des Bootes herab und sind mit wenigen Sätzen im Buschwerk verschwunden. Stille herrscht wieder — Stille, durch das kurze Gekreisch desto wirkungsvoller betont. Die Hitze lastet brütend über der Natur. Tiefes Schweigen ringsum. Das Auge gleitet schläfrig am Ufer entlang. Farbenglühend schwirrt ein Eisvogel über das schillernde Wasser. Langsam zieht die Zeit.

Ein Ast treibt träg im Fluß dahin, das Auge folgt ihm, jetzt kommt er an der vorspringenden Ecke in die Strömung, — gurgelnd dreht er sich im Kreise und treibt davon.

In zahllosen Windungen geht der Fluß, und immer neue Bilder bieten sich dem Auge, jede Ecke öffnet neue großartige Schöne, neue Urwaldkulissen türmen sich vor dem Auge, himmelstrebend. Wo die Strömung das Ufer trifft, ist es unterhöhlt, und gewaltige Lauben überwölben das Wasser, gegenüber sind die Ufer flacher, und weit schiebt sich sumpfiger Busch vor, niedrige Sumpfpalmenmassen, Abwechslung überall, verwirrender Reichtum an Formen. Eintönig trotz aller Einzelschönheit. Das Boot meidet die hindernde Strömung und gleitet von Windung zu Windung hinüber, herüber über das gelbgrünliche trübe Wasser. Eine schmale Sandzunge taucht auf, modernde Stämme liegen im Haufwerk darüber. Doch dort der grünliche Stamm? Das Auge bleibt unwillkürlich haften. Der gleichmäßig feingezackte Kontur? Kein Zweifel — ein mächtiges Krokodil, das halb noch im Wasser dort sich sonnt. Scharf ist der Kopf, sind die leicht angezogenen Vorderpranken zu erkennen, das kleine Auge öffnet sich bisweilen ein wenig, um sich sofort wieder zu schließen. Auch der gewaltige Herrscher der Fluten ist dem schweigenden Gebot der sengenden Hitze untertan; in

trägem Halbschlummer döst er dahin. Ein leiser Ruf an die Ruderer, und lautlos treibt das Boot. Das Korn des Drillings taucht in das Auge des mächtigen Tieres; ein scharfer Knall zerreißt die tiefe Stille — ein strudelnder schäumender Wasserberg, in dem schwarz peitschend der riesige Körper sich bäumt, und inmitten der sich weitenden Wellenringe liegt das Untier bewegungslos, tot. Ein Jubelgeschrei meiner Leute, die Mattigkeit ist verflogen, und mit Eile legen sie sich in die Riemen. Wenige Augenblicke später knirscht das Boot auf dem Sand, und ich springe heraus; die Kugel hat oben ins Auge getroffen und zwei Finger groß die Hirnschale losgesprengt, so daß das Gehirn bloßliegt. Tot das gewaltige Reptil, der Körper so ungeheuer, daß man ihn mit den Armen nicht annähernd hätte umfassen können, fast meterlang der mächtige Schädel, das größte Krokodil, das ich bisher gesehen, 18 Fuß lang, wie die Messung hinterher ergab. Staunend betrachte ich den ungeschlachten Riesen, ein Schwanzschlag hätte unser Boot zertrümmert. Wie winzig ist doch ein Menschlein dagegen, und doch — ein fingergliedgroßes Stückchen Blei genügte, den Riesen zu fällen. Etwas wie ein ehrfürchtiger Schauer überkommt mich, gewaltig ist die Natur, dämonisch der Urwald, und kraftstrotzende Riesen herrschen darin, und du kleines Menschlein wagst es, den Herren spielen zu wollen? Vermessenes Unterfangen. — Der Eindruck des gefällten Untiers war überwältigend, das Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung, dem winzigen Bleigeschoß und der toten Bestie, zu groß, so daß es mir eigentlich nur natürlich erschienen wäre, wenn sie erwachend mit offenem Rachen uns angefallen hätte. So stark war der unbewußte Eindruck, daß ich mein Jagdmesser zog und kreuz und quer das Gehirn des toten Tieres zerschnitt.

Die Bootsleute zogen das Tier ganz ans Land und tanzten herum und sprangen auf seinen Rücken und schrieen: »Hai, du Prahler, wo ist deine große Kraft? Nie mehr wirst du beutegierig die Fluten durchschwimmen. Unser Herr hat nur ganz wenig geschossen, und nun liegst du da und streckst deine Füße von dir. Jetzt können wir nachts ruhig im Einbaum fischen fahren.«

Schwatzend und lachend legten sich die Ruderer in die Riemen und trieben das Boot in schneller Fahrt dahin. Sie waren

munter geworden und besprachen das Ereignis eingehend. Einer sang: »Hai, holla, gewaltige Kraft hat das Krokodil und spitz sind die Zähne in seinem Rachen, aber wenn der Tuan die Büchse hebt, so muß es gleich sterben!«

Ich spornte, auf den frohen Ton eingehend, zu tüchtigem Rudern an, und von schnellen Schlägen getrieben ging's hurtig vorwärts. Mit Singen ermunterten die Leute sich gegenseitig, und die beliebten improvisierten Scherzverse ertönten, mit denen sie einander neckten in Sang und Gegensang.

»Hai holla, ihr habt lange Ruder
und kommt nicht vorwärts.
Ihr habt lange Knochen
aber schwache Arme.«

Ein anderer antwortete schlagfertig:

»Hai holla! wir haben lange Knochen,
aber starke Arme.
Und wenn der Tuan uns Tabak gibt,
so können wir schnell rudern.«

Die Sonne sinkt, und es wird ein wenig kühler, vor meinem Sonnendach beobachte ich den Wechsel der Szenerie, den jede Ecke und Schlinge bietet. An einem kleinen Fischerdörfchen fahren wir vorbei, das mit seinen hohen Kokospalmen reizvoll am Ufer liegt. Ein paar Ládangs (d. h. in den Urwald gerodete Reisfelder) liegen verstreut stromauf. Ein Fischer sitzt angelnd in seinem Einbaum am Ufer. Ein Boot mit schwatzenden Weibern und Kindern kommt uns vom Felde heimkehrend entgegen. Dann nimmt uns wieder der schweigsame Rimba auf. Die Sonne spielt nur noch ganz hoch in den Baumkronen, es wird Zeit, einen Landungsplatz zu suchen, um zu kochen. Eine hochliegende Sandzunge ist schnell gefunden, und an einem toten, im Wasser liegenden Baumstamm wird das Boot angebunden. Bald lodern die Feuer, erfrischend ist das Bad. Die Sonne sinkt, und fast plötzlich bricht tiefe Dämmerung herein, mit einem Schlage ändert sich das Bild des Urwaldes. Die Stille ist gewichen. Laut schrillen und trillern die Zikaden, ihr Läuten und Pfeifen durchdringt hell und monoton die Nacht, ohne einen Augenblick nachzulassen. Ringsherum und über den

Fluß herüber schallt das schrille tropische Nachtkonzert, Eulenruf tönt aus der Ferne, hin und wieder ein verlorener Schrei irgendwo im endlosen Urwald, klagend ruft ein Nachtvogel. Djinal deckt den Koffer, der als Tisch dient, und stellt das Emaillegeschirr darauf, das Essen ist fertig, der Reiher, den ich heute geschossen habe, ist etwas zäh. Das letzte Stück Brot, schon schimmelig und zäh, aber durch Aufbacken noch genießbar gemacht. Im Tagebuch ist nicht viel zu notieren, so sitze ich und schaue in die dunkle Nacht, bei einer Zigarre träumt es sich so schön. Allmählich verstummt das Geschwätz der Ruderer, und rings wird es still. Rundum in Bäumen und Büschen funkeln Myriaden von Glühwürmchen, eine zauberische Illumination. Eintönig schrillen die Zikaden — ein leiser Lufthauch bewegt die Blätter. Flügelklatschend schwebt eine Nachtschwalbe in gespenstischem Fluge über das Boot, klagend tönt ihr melodisches Titídü — und verklingt den Fluß hinab, leise plätschernd umspült das Wasser den Sand. Die Feuer verglühen, und dunkle Urwaldnacht senkt sich auf das einsame Boot.

Als ich morgens erwache, sind wir schon unterwegs, die Luft ist frisch und kühl, alles ist feucht und klamm. Heißer Kaffee weckt die Lebensgeister. Reges Leben ringsum, Tauben fliegen schnellen Fluges am Ufer entlang, dort ist ein prächtiger Purpurreiher aufgebaumt und fällt im Schuß herab. Der Knall weckt ein vielstimmiges Echo im Urwald. Laut schimpfend und schackernd bringt sich eine Affenfamilie in Sicherheit, als das Boot naht, während drüben am andern Ufer eine ganze Schar auf einem im Wasser liegenden toten Baum herumturnt und aus dem Flusse trinkt. So werden sie gern eine Beute des Krokodils. Lautes Sägen, wie von einer Schrotsäge, tönt aus der Luft, und mit lautem Ong-Ang, Ong-Ang kommen krächzend drei Nashornvögel angeflogen und fallen stromab in einen Fruchtbaum ein. Ein Raubvogel schwebt den Fluß entlang, ein anderer sitzt auf einem vorspringenden Ast aufgehakt auf der Lauer. Kleine Vögel, bunt oder unscheinbar, hier und dort. Flöten und Zwitschern hoch oben in den Bäumen. Aber auch morgens ist das Tierleben keineswegs reich; zu dicht ist der Urwald, daß man kaum etwas sieht, zu sehr verteilt sich die Tierwelt in der ungeheuren Laubmasse, daß man nur selten

ein Lebewesen zu Gesicht bekommt. Man könnte den Urwald für arm halten; auch morgens gehört aufmerksames Beobachten, ein gutes, geschultes Auge dazu, um einen Einblick in das Tierleben zu erhalten, dann aber merkt man und ahnt man, daß allenthalben reges Leben und Treiben ist, während man über Tage auch bei größter Aufmerksamkeit nur sehr selten etwas spürt.

Ein dumpf tönendes Kūáu Kūáuu schallt aus dem Busch, man möchte es für mauendes Brüllen eines Panthers halten, es ist der Argusfasan, der prächtigste Vogel des Urwaldes. So oft man den getragenen Balzruf auch hört, nie bekommt man den scheuen Vogel zu Gesicht, man findet häufig genug seine Balzplätze im tiefsten Urwald, kreisrunde Lichtungen, 3—4 Meter im Durchmesser, spiegelblank gefegt. Während das unscheinbarere Weibchen auf einem vorspringenden Ast am Saume sitzt, dreht sich der prächtige Hahn mit geöffneten Schwingen im gefälligen Balztanz am Boden. Weiß ist das Gefieder des herrlichen Vogels, und mit zierlichen schwarzen Binden und Streifen ist jede einzelne Feder reich gezeichnet, keine Feder wie die andere, jede schöner und zarter als die andere. So ist das ganze Gefieder wie ein duftiger Hauch.

»Weißt du auch, Túan, wo der Argusfasan seine schönen Federn her hat?« fragt mich Dullah. »In dem schönen Gefieder wohnt ein schlechtes Herz.« Und er erzählt: »Vor Zeiten waren einmal zwei Vögel, beide hatten schneeweißes Gefieder, sie hießen Kūáu (Argusfasan) und Gágak (Krähe). Beide waren mit dem einfachen Gefieder unzufrieden und besprachen: wir wollen einander unsere Federn hübsch bemalen, daß sie schöner werden, denn unsere schlichten weißen Federn gefallen uns nicht. Und der Kuau sagte zur Krähe: Gut, bemale du mir meine Federn. Und die Krähe nahm schwarze Farbe und bemalte sorgsam dem Kuau jede einzelne Feder, so zierlich und hübsch sie konnte. Stolz drehte sich der Kuau, die Federn voll Eitelkeit spreizend. Jetzt sagte die Krähe zum Kuau: nun bemale du auch meine Federn. Und der Kuau nahm die schwarze Farbe und strich die Krähe von Kopf bis zu Fuß schwarz an. Als die Krähe sah, daß sie ganz schwarz angestrichen war, wurde sie zornig auf den Kuau. Der aber flog

davon, in den Urwald hinein. Da verwünschte die Krähe den Kuau und sagte: von jetzt an bis ans Ende der Tage sollst du nicht mit deinen Kindern zusammenleben dürfen. Und darum geschieht es bis auf den heutigen Tag, wenn ein Kuau Junge hat, und sie wachsen heran, so verläßt er sie und fliegt davon und sucht sich ein anderes Plätzchen im Urwald. Und er lebt im tiefen Urwald und traut sich nicht ins offene Land, weil er Angst hat vor der Krähe. Und die Krähe streicht den ganzen Tag herum und schreit nach Regen, damit ihre Federn wieder rein werden. So ist es bis auf den heutigen Tag.«

Mittlerweile verlangt der Magen sein Recht. An einer Sandzunge legen wir an, das Frühstück zu bereiten. Als ich aussteige — eine mächtige Tigerspur, so frisch, daß die kleinen Hälmchen noch in den Wölbungen zu Boden lagen und noch nicht begonnen hatten sich wieder aufzurichten, älter als eine Stunde kann sie nicht sein. Eben noch war der König des Urwaldes hier, seinen Durst zu löschen. Lange war mir der Tiger fremd geworden, denn in Borneo, wo ich jetzt herkam, gibt es keine Tiger. Es ist doch immer wieder ein eigenes, kaltes Gefühl, wenn man so zum erstenmal die unmittelbare Nähe der schönen Bestie fühlt, fühlt, daß man denselben Wald mit ihr teilt, ohne daß trennende Gitterstäbe dazwischen sind. Auf die Malaier blieb das Mal nicht ohne Eindruck; sorgsam prüften sie die Umgebung, haben sie doch vor dem Tiger eine gewaltige, fast ehrfürchtige Scheu. »Băpa« (Vater) nennen sie ihn, oder »Nĕne« (Großvater), um damit ihre Achtung zu bezeigen, und nie werden sie unehrerbietig von ihm sprechen. Begegnen sie einmal zufällig einem Tiger, so erweisen sie ihm einen ehrfurchtsvollen Gruß, wie ihrem Radja. Und bringen es einmal die Verhältnisse mit sich, daß sie einen Tiger, den sie in der Falle gefangen haben, töten wollen oder daß sie auf Jagd auf einen Tiger schießen, nie werden sie das tun, ohne ihn vorher um Verzeihung zu bitten: »Sei nicht böse, Herr! Aber ich muß dich töten, du hast mir meine Rinder aufgefressen. Nimm es mir bitte nicht übel!«

Wir fuhren weiter. Je mehr der Vormittag vorschritt, je höher die Sonne stieg, desto stiller wurde es im Urwald, das Leben erlosch. Ein Adler strich trägen Fluges über das Wasser.

Sonst herrschte tiefes Schweigen. Die Hitze wurde schier unerträglich, schwül und feucht war es, wie im Treibhaus, alles klebte am Körper, aber das Schwitzen war lästig und brachte keine Erleichterung, man meinte fast zu erstickeen. Dabei zeigte das Thermometer doch nur 33° C im Schatten. Wolken zogen auf, und mittags brach ein furchtbares Gewitter los, es donnerte und krachte von allen Seiten, Blitze zuckten, und dazu ergoß sich ein wolkenbruchartiger Regen. Die Luft war so grau vom Regen, daß man das andere Ufer kaum sah. Nach kurzer Zeit ließ der Regen nach, aber wieder und wieder entluden sich neue Güsse den ganzen Nachmittag und Abend, bald leiser, bald wolkenbruchartig. Dazu wetterleuchtete es fast unaufhörlich ringsum, und leiser Donner grollte in der Ferne. So mußte das Essen im Boot bereitet werden. Kaum erträglich war es vor Ungeziefer aller Art, Moskiten und allem möglichen anderen Kleinzeug, stinkenden Flugwanzen usw. Es biß und kribbelte und juckte allenthalben. Und als mir Djinal das Essen brachte, kamen fliegende Ameisen, die Luft schwirrte von den fetten kleinen Tieren, daß man die Lampe wie durch einen Schleier sah. Es war völlig unmöglich, zu essen, im Augenblick war alles mit einer dicken Schicht der Tierchen, denen bei der leisesten Berührung die Flügel abbrachen, bedeckt. Ich mußte warten. Es war unbeschreiblich, das Leben konnte einem leid werden. Ich ließ nasses Holz anzünden, um durch den Rauch der Tierwelt Herr zu werden. Es wurde etwas besser, aber ich hustete und prustete im beißenden Rauch, die Augen quollen über von Tränen, und ich meinte zu ersticken, und ließ ich das qualmende Holz entfernen, sofort waren die Scharen der Quälgeister wieder da. So früh wie möglich kroch ich in mein Moskitonetz. Als ich am nächsten Morgen erwachte, zählte ich allein auf meiner linken Hand 108 Moskitostiche, ähnlich sah der Rest meines Körpers aus.

So gingen die Tage dahin. Hin und wieder ein armseliges Dorf am Ufer, ein Fruchtgarten, einige Reisfelder — dann wieder Urwald, Urwald breit und düster. Lieblicher erschienen einem die armseligen Hütten im Schatten der Kokospalmen, düsterer und wilder der Urwald. Schmaler wurde der Fluß und näher rückten die Kronen der mächtigen Urwaldriesen

zusammen, und enger wurde das Band hellen Himmels dazwischen, bisweilen schlossen sich die Kronen fast, und in dämmeriger Laubhalle fuhr das kleine Boot einsam dahin. So sperrten uns die ragenden Urwaldkulissen noch mehr ein. Unverändert blieb die Großartigkeit der Natur, Sonnenglut und Gewitterschwüle blieb sich gleich, ob Wetterleuchten den Nachthimmel ruhelos aufzucken ließ, ob der Mond sich magisch im nachtschwarzen Laub spiegelte — gleichsam seelenlos brauste das gewaltige Naturgeschehen über uns hin, wogte der stille erbitterte Kampf aller um uns her — unbeachtet zogen wir, ein winziges Pünktlein im unermeßlichen Rimba, unsere stille Bahn, als Fremdlinge, ausgeschaltet aus dem Getriebe. Und griffen wir manchmal ein und fällten einen Recken des Urwaldes — der Schuß verhallte — und nichts hatte sich geändert. Wir sahen tagaus, tagein den Urwald vor uns, die Formenschönheit und unendliche Abwechslung der Vegetation, kein Blick drang hinein in die üppige Fülle: es blieb eine starre Wand, die uns ausschloß, wir ahnten das reiche Tierleben, wir fühlten den ewigen Kampf, aber wir waren ausgeschlossen. Endlos wand sich unser Pfad durch turmhohe, laubgrüne Kerkermauern dahin, sie waren lieblich anzuschauen — aber leise, leise schleicht ein Gefühl der Verlassenheit in unsere Seele.



VON MALAIERN UND DEM INDISCHEN GEIST

Ich war froh, nach zehntägiger Kahnfahrt endlich an Land zu kommen. War sie auch in vieler Beziehung interessant gewesen und hatte sogar manches mir Neue geboten, die Bewegungslosigkeit hatte einen steif gemacht, die erzwungene Untätigkeit die Spannkraft gelähmt. Nun ich festen Boden unter den Füßen hatte, erwachte die alte Tatkraft und Schaffenslust wieder.

Ich ließ das Gepäck an Land bringen und freute mich der freien Natur, die Sonne brannte, und frei schweifte das

Auge umher. Drüben lag unter Kokospalmen halb verborgen das Dorf mit seinen Palmstrohhütten; es schien recht stattlich zu sein. Und über das Dorf hin schweifte der Blick in die Weite. Reisfelder dehnten sich, jetzt tot und brach. Gärten dazwischen mit Fruchtbäumen; Ananasfelder, Maisflächen, Pflanzungen von süßen Kartoffeln. Hinten umsäumte das Ganze rings als blaugrüne Silhouette hochragender Urwald. Und von ferne schallte das eigenartig schauerlich dumpfe Konzert der Siámangs herüber, die Urwaldmusik.

Neugierig sammelten sich in scheuer Entfernung ein paar Männer in zerschlissener Kleidung, halbnackte und nackte Kinder. Nun kam auch das Dorfhaupt, mich zu begrüßen, wie es das alte Herkommen, der Ádat, verlangt. Ein kleiner, dürrer zahnloser Alter, dessen Beine wie Stöcke aus schlumpigen, bunten weiten Hosen herauskamen, ein schmutziger Sárong umschlang die Hüften, die kurze, engärmliche blaue Jacke ließ den faltigen Bauch mit seiner schrumplichen, trockenen braunen Haut hervorkommen. Der Dipăti hob grüßend die Hände zur Stirn, reichte mir, sich beugend, die Hand, er setzte sich alsdann mit untergeschlagenen Beinen auf die Erde und schaute sich wortlos um. Seine Augen schweiften scheinbar interesselos umher, über das Boot, den Fluß, in die Weite — tatsächlich musterte er ganz genau all meine Sachen. So saß er minutenlang versonnen da. Dann nahm er seine Tasche vor, suchte bedächtig darin herum, holte ein Bündelchen grüner Sirih-Blätter heraus, prüfte, wählte endlich eines davon und steckte die anderen wieder fort, er glättete das Blatt zwischen seinen dürren Fingern, nahm eine schön ornamentierte Messingdose vor, öffnete sie sorgsam — ein wenig pikanter Gambir ward auf das Blatt getan, ein Stück Betelnuß und weißer Kalk kam dazu. Nun faltete er das Blatt sorgsam zusammen zu einem fast walnußgroßen Paket, entnahm dem buntgeflochtenen Tabaktäschchen eine Fingerspitze Tabak, die er zusammenballte, und bot mir artig das Ganze an. Ich dankte, indem ich bemerkte, daß ich nicht gewohnt sei, Betel zu kauen, und reichte ihm meinerseits eine Zigarre. Sich neigend, nahm er sie, steckte sie hinter das Ohr, schob nun den Betelpriem in den Mund und steckte das Tabakbällchen unter die Oberlippe. Dann kratzte er sich

hinten an der Hüfte, wandte sich um und sagte zu einem seiner Leute ein paar unverständliche Worte. Inzwischen hatten sich auch Djinal und Dullah sowie der Steuermann zu mir gesetzt. Wieder sah der Dipati umher, nahm das Tabakbällchen aus dem Mund, spuckte im Bogen reichlichen rotbraunen Speichel zur Seite, rieb sich mit dem Tabakbällchen die Zähne ab und steckte es wieder unter die Oberlippe. Dann wandte er sich an meine Leute mit der Frage nach mir, wo wir herkämen, wo wir hinwollten usw. (Es wäre eine große Unhöflichkeit, jemand direkt nach seinem Namen usw. zu fragen.) Allmählich kam ein allgemeines Gespräch in Gang, und schließlich konnte ich auch mein Anliegen vorbringen, daß ich 15 Träger brauche, die mein Gepäck weiterbefördern sollten. Zunächst wurde noch ganz allgemein Ziel und Wege besprochen und weiter ausgefragt. Diese Sitte, ganz genau nach Namen und Art, nach Weg und Ziel zu fragen, ist nicht nur Neugier, sondern ein guter alter Urwaldbrauch, man begegnet keinem Eingeborenen im Urwald, mit dem nicht — wenn auch weniger formell — dieselben Fragen ausgetauscht würden. Das hat einen tiefen Sinn, der Urwald ist voller Gefahren, und so mancher kehrt nicht heim; so kann man ihm nachforschen und seinen Spuren folgen. Dem ungeduldigen Europäer ist das ausführliche Zeremoniell ja reichlich umständlich, aber der Inländer hat Zeit. Nur keine Überstürzung, nur keine Aufregung.

Der schwierigere Teil kam erst: die Verhandlung mit den Kulis. Der Dipati sprach mit seinen Leuten, dann wurde über den Preis gesprochen, er war enorm hoch. Na, das ist so üblich. Allmählich wurde die Lohnforderung angemessener, aber das merkte ich gleich, daß hier die Preise hoch sind. Inzwischen waren die Leute herbeigeholt worden, und teils der Dipati, teils auch meine Leute sprachen mit ihnen. Die Lust war allgemein recht gering. Es wurde hin und her geredet, alles genau überlegt und beleuchtet, jeder einzelne sagte seine Meinung und legte ausführlich seine Bedenken dar. Endlich war einer und der andere bereit, erneut wurden Leute geschickt, die weiter suchten, und nach endlosen Verhandlungen waren endlich die gewünschten Träger beisammen. Es wurde der Abmarschtermin festgesetzt: in einer Stunde. Viel Zeit war ja

nicht mehr zum Marschieren, denn Mittag war vorbei — aber nur fort, und sei es bis zum nächsten Dorf. Der Dipati verabschiedete sich zeremoniell, und alles trennte sich. Ich zahlte die Bootsleute aus, und bald war das Boot hinter der nächsten Biegung verschwunden, die letzte Verbindung mit der Kultur — und ich war allein im unermeßlichen Urwald.

Schon kamen ein paar Kulis an und erklärten, daß sie nicht mitkönnten, des einen Mutter war krank, beim zweiten wollte es der Großvater nicht, und dem dritten lag die Frau im Sterben. Ich schickte Dullah, Ersatz zu suchen. Neue Verhandlungen, endlich schienen sie erfolgreich. Zwei Stunden waren längst um; allmählich kamen ein paar Kulis, hockten hin, drehten sich eine Zigarette, und warteten. Langsam kamen mehr, und Djinal begann die Lasten zu verteilen. Neue Schwierigkeiten, dies war zu groß und das zu schwer und das zu breit, mehrere traten zurück — neue Verhandlungen. Andere werden gesucht, die Zahl reicht nicht annähernd, ein paar sind einfach fortgegangen und nicht zu finden. Alles wird immer und immer wieder besprochen und beleuchtet, jeder hält lange Reden und raucht unendlich viel Zigaretten dabei. Ich beginne langsam in Verzweiflung zu geraten, das Wort »bitjára« (d. h. besprechen) ist mit »Geduld« zu übersetzen. Wollte man alle Ausflüchte glauben, so müßte das ganze Dorf krank sein, im Sterben liegen oder schon tot sein, alle müßten grad heiraten oder böse Träume gehabt haben, oder sonst was. Aber schließlich ist der innerste Grund ganz einfach: keiner hat Lust, sich anzustrengen, die Reisernte ist gerade eingebracht, so ist genug zu essen da. Warum also arbeiten? Und wozu braucht man sonst viel Geld? Dann aber ist der Süd-Sumatrane stolz und tut ungern Dienst als Kuli, er hält auf sich, neigt zur Eitelkeit und hört sich überaus gern reden, darum das ewige Bitjára, Besprechen.

Schließlich gelang das große Werk doch noch — ein wenig Energie mußte freilich dahintergesetzt werden —, und wir kamen fort, spät war's ja schon, aber mir war die Hauptsache, daß wir überhaupt in Marsch kamen.

Zunächst richtete ich im Dorf Suru Làngun, ein paar Tagemärsche weiter, eine Art Standquartier ein, als bequeme Basis

meiner weiteren Züge. Hier suchte ich Fühlung mit der Bevölkerung zu bekommen, daß ich sie und vor allem sie auch mich kennen lernten. Meine erste Sorge war, einen tüchtigen Reisemarschall anzuwerben, einen einflußreichen besseren Eingeborenen, viel herumgekommen und mit Land und Leuten bekannt. Seine Aufgabe soll es sein, stets für die nötigen Träger zu sorgen, Führer zu suchen, Nahrungsmittel zu beschaffen usw. und den ganzen geschäftlichen Verkehr mit den Eingeborenen zu führen. Denn das hatte ich schon gemerkt, daß dies alles viel Zeit kosten würde. Die Malaier hier sind frei und stolz, noch unberührter; so gilt der alte Adat, das von den Urvätern ererbte Herkommen, das ganze Zeremoniell meines ersten Empfanges hatte es mir gezeigt. Es ist manchmal lästig — den Teil soll Si Ripin, mein Reisemarschall, übernehmen (Verbindungsoffizier würde man ihn militärisch nennen) —, anderseits aber sehr angenehm, wenn man selbst diesen Adat kennt und sich seiner zu bedienen weiß, und ich kannte ihn, wenn auch noch nicht den des Ulu-Rawas-Gebietes hier, so doch von Ost-Sumatra und Süd-Borneo. Es ist für den Eingeborenen der größte Schimpf, wenn es von ihm heißt »día tída tau ádat« (er kennt den Adat nicht, d. h. er weiß sich nicht passend zu benehmen) — wir hochkultivierten Europäer sollten uns ein Beispiel daran nehmen! Wenn man als Europäer den malaiischen Adat kennt und sich danach richtet im Verkehr, so genießt man damit ohne weiteres alle Vorrechte eines Hauptes, selbst eines Radja. Richtet man sich nicht danach, so stellt man sich gewissermaßen außerhalb. Der Verkehr mit den Inländern geht ja auch und schickt sich nach den gegebenen Verhältnissen, der Inländer wird immer einen gewissen Respekt haben, aber er wird sich auch seinerseits nicht an den Adat halten, vor allem, wenn er ihm unbequem zu werden droht.

Bald hatten sich freundliche Beziehungen entwickelt. Im allgemeinen fand ich die Leute hier gut zu leiden, sie sind freier, selbstbewußter in ihrem Auftreten, als z. B. in den kleinen Sultanaten der Ostküste, aber zuvorkommend und höflich. Wenn man länger irgendwo bleibt und der Tau der Frische sich somit verliert, werden sie unter Umständen ein wenig

dummdreist, nicht frech, aber doch etwas dreist, lassen sich aber leicht in ihre Schranken weisen. Stets bleiben sie gefällig und, ich möchte sagen, gehorsam. Widerspenstigkeit ist mir selten begegnet. Man muß sich nur Mühe geben, die inneren Triebfedern ihres Denkens und Handelns kennenzulernen, so wird man sie leicht leiten. Wie alle Malaier sind sie fröhlich und zum Lachen und Scherzen geneigt, man glaubt bei uns gern, daß die Bewohner heißer Klimate impulsiv und heißblütig seien, das gilt für die Malaier keineswegs, eher ist ihnen Phlegma und im Zusammenhang damit geringe Energie eigen. Auch die berühmte Hinterlist der Malaier ist ein Märchen. Aber ehrliebend sind sie und gegen Beleidigungen überaus empfindlich (ihre Auffassung, was eine Beleidigung ist, weicht von unserer vielfach ab); da wird rasch einmal der Kris gezogen!

Urwaldmenschen sind die Malaier hier, ärmliche Menschen, die in ständigem Kampf mit dem Urwald ihr Leben führen. Reis ist das hauptsächlichste Nahrungsmittel, und auf Ládangs wird er angebaut: ein Stück Urwald wird gerodet und abgebrannt, dann wird der Reis auf diesem Felde angebaut. Aber nur zwei Ernten gibt der Boden, dann muß frischer Grund gesucht werden, und das alte Feld wird dem Walde überlassen, und nach wenigen Jahren schon ist hoher, schier undurchdringlicher Busch darauf gewachsen, erst nach einem Jahrzehnt eignet er sich wieder zum Reisbau. Nur wenn wieder und immer wieder der Busch gerodet und verbrannt wird, weicht schließlich der Urwald, und mannshohes Steppengras, der Alang-alang, siedelt sich an, mit Buschzeug untermischt. So finden sich diese Steppenflächen häufiger um die Dörfer herum. Aber die Dörfer sind klein und liegen weit voneinander, so sind sie mit ihren gelegentlichen Steppenflächen und Fruchtgärten Oasen im unermeßlichen jungfräulichen Rimba.

Vor Hunderten und aber Hunderten von Jahren sind die Malaier als Fischervölker von der Küste heraufgekommen; den großen Flüssen sind sie gefolgt, und an ihren Ufern haben sie dem Urwald Siedlungsplätze abgerungen und behaupten sie in stetem Kampf mit dem Urwald. Der Urwald liefert ihnen Holz und Baumrinde, Bambus und Palmstroh für ihre Hütten,

er liefert ihnen die Grundlage ihrer Kultur, er beherrscht ihr Leben und Denken. Sie leben auf ihrer Kulturinsel mitten im Urwald und vom Urwald. Nur an den großen Flüssen liegen diese Kulturinseln, je weiter dem Gebirge zu, desto kleiner und ärmlicher und seltener werden sie, und dazwischen liegen Hunderte und Tausende, ja Zehntausende von Quadratkilometern jungfräulichen Urwaldes, den vielfach selten oder noch nie eines Malaiers Fuß betreten hat. So leben die Menschen hier abgeschlossen und haben sich ziemlich unberührt erhalten, es sind ja nicht mehr die Naturvölker, die Fischer, als die ihre Vorfahren einst gekommen sind, Kultureinflüsse haben sich im Laufe der Jahrhunderte geltend gemacht, und die Kultur, die sie jetzt haben, ist ihnen langsam zugetragen. Der Reisbau ist ihnen gebracht worden, die Webekunst, das Eisen und mancherlei Güter, die ihnen jetzt den Kampf um ihr einfaches Leben erleichtern, ja ermöglichen. Indischen Ursprungs ist dies Kulturgeschenk. Seit fast zwei Jahrtausenden ist indischer Einfluß im Malaiischen Archipel nachweisbar und hat sich von der Küste vielenorts binnenwärts ausgebreitet. In Java hat im frühen Mittelalter die indische Kultur des Buddhismus und Brahmaismus eine neue hohe Blüte erlebt und sich von Java aus weit verbreitet, auch nach Palembang, nach Süd-Sumatra ist sie gekommen und hat blühende Reiche asiatischen Despotismus geschaffen. Bis tief ins Innere sind Kultureinflüsse gedrungen und haben dem primitiven Fischer höhere Gesittung gebracht, und in inniger Verquickung mit dem alten Seelen- und Ahnenkult und Götterglauben beherrscht dieser Hinduismus noch heute das Denken und Fühlen der Malaier des Innern. Zwar die alten Reiche sind durch den Islam zerstört und mohammedanische Propaganda ist weit die Flüsse hinauf vorgedrungen, und wohl die meisten Eingeborenen auch von Ulu Rawas nennen sich Mohammedaner, aber das ist nur ein ganz oberflächlicher Firnis, innerlich ist ihnen der Islam so fremd, daß sie kaum die einfachsten mohammedanischen Gebote beachten. Bethäuser findet man kaum, und vom Islam übernommen haben sie nur den Stolz dem Ungläubigen gegenüber.

Europäischer Einfluß ist im Innern kaum zu spüren, zwar holländisch ist das ganze Innere, und holländische Landräte

verwalten kleine Königreiche; aber äußerst selten nur kommen Europäer in diese entlegenen Gebiete, so selten, daß es mir öfter begegnet ist, daß bei meinem Anblick kleine Kinder heulend und schreiend davongelaufen sind (wie bei uns vorm »schwarzen« Mann), ja daß Büffel mit ihren kurzsichtigen Glotzaugen mich neugierig musterten, um dann schnaufend sich herumzuwerfen und in schwerfälligem Galopp entsetzt davonzurasen.

Indirekt aber macht sich europäischer Einfluß allmählich doch geltend und wird es je länger desto mehr tun. Die Weltwirtschaft greift nach Sumatra hinüber, die Produkte des Urwaldes: Rotangrohr, Kautschuk, Guttapercha, verschiedene Harze, Kampfer und Benzoe gewinnen hohen Wert, ihr Einsammeln bringt reichen Gewinn und wird so zu einer verlockenden Erwerbsquelle für den Urwaldmalaier. Das ändert die Grundlagen der Lebensführung; noch fast unmerklich, noch steht der Mensch hier im Banne des Urwaldes. Aber wie lange noch, und schließlich wird der Mensch mit den Errungenschaften der modernen Technik als Sieger aus dem Kampf hervorgehen. Ob es nicht schade ist? Aber noch hat es Zeit, noch ist der Rimba unbestritten der Herr!

Der indische Geist hat den Malaier zum Menschen gemacht, und so ist noch heute alles Menschliche, alles was ihm das Leben durchleuchtet, indisch. Die primitiven Naturreligionen, die Ahnenverehrung und der Seelenglaube des Animismus zeigen den Menschen im Dunkel, im hilflosen Tasten nach einem bewußten Verhältnis zum Naturganzen; er ist wie ein ungeschickter Schwimmer in reißender Strömung: in der Angst, zu ertrinken in der übermächtigen Flut, die er nicht meistern kann, greift er nach jedem treibenden Ast, um sich zu halten. Aber an den Ast geklammert treibt er mit ihm ebenso hilflos weiter. Er verlängert sein Leben in dunkler Angst, indem er seinen Vater, seinen Großvater verehrt, denn so will er selber weiterleben. Er macht jeden günstigen und feindlichen Einfluß, der auf seine Lebensführung einwirkt, zu einem Wesen gleich ihm selbst, um damit ihn in seinen Bereich zu ziehen, und ringt mit ihm um die Macht. So betrügt er sich selbst, und er fühlt es wohl, mit äußeren Mitteln will er das

Innere gestalten, denn andere Mittel kennt er nicht. Er kämpft und fühlt das Aussichtslose seines äußerlichen Fechtens, und Angst und Scheu erfüllt ihn vor all dem Übersinnlichen, dem er mit seinen Händen nicht beikommen kann. Und die dauernde Furcht vor dem Unfaßbaren, die ihn im Wachen und im Schlafen verfolgt, macht sein Leben elend; sein ganzes Denken ist erfüllt von der Überlegung und dem Aufpassen: Was muß ich jetzt tun? Habe ich auch nichts vergessen? Von wo könnte mir unbekannte Gefahr drohen und wie muß ich ihr begegnen? So kommt er nie zur Ruhe, er ist unfrei, und sein Menschtum schmachtet in unlöslichen Banden. Da kommt der hohe indische Geist und lehrt ihn — nicht die Befreiung vom Kampf, nein, den Kampf mit inneren Mitteln führen, er befreit sein Menschtum und macht ihn zum Menschen, indem er ihn von der unentrinnbaren Angst befreit, ihn in ein sicheres Verhältnis zum Naturganzen setzt und ihm damit die Mittel gibt, den Kampf siegreich zu bestehen. Der Kampf tobt in der ganzen Menschheit weiter, aber er ist auf eine andere, hoffnungsfrohere Basis verlegt, wenn auch der Sieg noch weit ist. Der Malaier steht noch auf tiefer Stufe, und auch der indische Geist ist kein vollendetes Rüstzeug — den Europäer enttäuscht er letzten Endes doch! Aber den ersten Schritt, die Befreiung des Geistes aus der physischen Abhängigkeit von der äußeren Natur, hat er den Malaier gelehrt. Wie anders steht dieser in seinem Seelenleben, als der primitive Mentawei-Insulaner oder selbst der animistische Batak!

Ein froher Glanz altindischer Kultur färbt das primitive Leben der Eingeborenen auch hier im Urwald, verschönt ihre Feste und erfüllt ihr Sinnen beim Plauderstündchen abends daheim, zahllose Sagen und Märchen zeigen ihre frohe menschliche Überlegenheit. Aber ebensowenig wie das äußere Leben des Eingeborenen reich ist, ist es das Seelenleben. So manches Seele ist verdorrt im Nützlichkeitsstreben, scheu halten die meisten ihr Innerstes verborgen, so muß man die Seele suchen, und man findet sie nur auf dem Wege des liebevollen Verständnisses, des Vertrauens. Der flüchtig Durchreisende sieht wohl gelegentlich ein paar auffallende Goldflitter, aber ihm bleibt die Seele fremd.

Interessant ist's, wie der Eingeborene auf den Europäer aufpaßt, es gibt so hübsche inländische Pántun (Reimsprüche):

Derimána dátang líntah? Déri gúnung túrun di káli.
Derimána dátang tjínta? Déri máta túrun di háti.

(Wo kommt der Blutegel her? Aus den Bergen steigt er zum Fluß hinab. Wo kommt die Liebe her? Aus den Augen steigt sie zum Herzen hinab.) Ein anderer beginnt:

Ápa gúnah pásang pelítah, kálu tída áda sumbúnja?

(Was nützt es, die Lampe anzuzünden, wenn kein Docht da ist?) Einst sagte ich das einem Eingeborenen, der sich bemühte, eine Lampe mit total verkohltem Docht anzustecken. Mit glänzenden Augen fuhr er auf und rief: Lági, Tuan! (Weiter, Herr!) Ich fuhr fort:

Ápa gúnah maínmain máta, kálu tída áda sunggúnja?

(Was nützt das Spielen mit den Augen, wenn es doch nicht ernst gemeint ist?) Er war begeistert! Andernfalls — es hätte ja Zufall sein können, daß ich gerade die Anfangsworte gebrauchte — hätte er mit der üblichen Geringschätzung auf mich herabgesehen.

Ich kam in den nächsten Wochen viel in den Dörfern am Rawas-Fluß herum, oft nur vorübergehend, dann wieder für Tage, und gewann so bessere Beziehungen zu den Inländern. Nun soll man aber nur nicht glauben, daß es Engel oder gutherzige Kinder seien — es war schwierig genug mit der Trägersuche und den Trägern, es gab Streit des öfteren, wenn sie mehr Lohn forderten, als vorher ausbedungen, oder unbeaufsichtigt von bodenloser Faulheit waren, achtlos waren oder einfach mal von der Arbeit fortlaufen wollten. Aber das war mehr primitiver kindlicher Egoismus, quartanerhafte Flegelei, als böser Wille, so daß doch fast stets sich gut auskommen ließ.

Ich sammelte allerlei Getier, groß und klein. Mit den Kindern wurde ich gut freund, die anfängliche Angst hatten sie schnell überwunden, und ich hatte bald allenthalben meine kleinen Freunde. Sie stellte ich nun in den Dienst der Sammelei und ermunterte sie, für eine kleine Belohnung mir allerlei zu bringen.

Es war nicht ganz einfach, ihnen begreiflich zu machen, worum es sich handelte: die malaiische Sprache ist arm an Gattungsbegriffen, es gibt wohl ein Wort für Schmetterling, aber schon für »Käfer« fehlt ein zusammenfassendes Wort, und für die anderen Gruppen der Kleintierwelt nun gar. Jedes augenfälligere Tier hat seinen besonderen Namen. Da war es schwer, allgemeine Anweisungen geben, was ich nicht ausdrücklich genannt hatte, brachte niemand. Da mußten Zeichnungen aushelfen; ich zeigte meine eigene Sammelausbeute. So kam es langsam in Gang. Abends erwartete mich dann die kleine Schar mit ihrer Beute; der kleine nackte Knirps dort hielt einen großen Nachtfalter krampfhaft in der Faust, und der da hatte ein halb Dutzend Käfer auf eine Schnur gereiht, eine schwanzlose Eidechse brachte der nächste, und so ging es weiter. Aber jeder wollte seinen Obolus haben und erhielt ihn. Papierbons gab ich aus, da Kupfer knapp war, und tauschte sie dann in größeren Mengen wieder ein, es funktionierte vortrefflich, und bald lernten die Buben, was ich wollte, und brachten vielerlei Schönes. Aber jedes Stück erhielt seinen Lohn. Ich hatte gelernt; in Borneo wollte ich gern eine unbekannte Eule haben und hatte einem Dajakjäger einen Dollar dafür versprochen. Er brachte bald eine und noch eine und erhielt jedesmal seinen Dollar, auch für die dritte bekam er seinen Dollar; bei der vierten gab ich nur einen halben Dollar: ich habe den Mann nie wieder gesehn, in seinen Augen hatte ich ihm mein Wort gebrochen. Ich habe davon gelernt, unverbrüchlich hielt ich wörtlich, was ich gesagt, im guten wie im bösen, und erntete den schönsten Lohn dafür: blindes Vertrauen. Ich hatte hier einmal einem Malaier etwas versprochen, ein wenig unsicher ging er hinter mein Zelt, und ich hörte, wie er Djinal fragte. Da sagte Djinal: »Sei ruhig, wenn mein Herr dir etwas verspricht, so ist es so gut, als ob du es schon hättest!« Ich war stolz.

Tumult im Dorf, großes Geschrei — ein Haufen Eingeborener stürzt aufgeregt vor meine Hütte. Ein Tiger hat nachmittags ein altes Weib, das dicht am Dorf im Kaffeegarten arbeitete, geholt. Die Söhne hatten mit ein paar Kameraden die Umgegend bereits abgesucht, aber nur den Stock gefunden, und ohne den Stock konnte das alte Muttel nicht mehr gehen. Ich

soll helfen. Es wird schon finster, heut ist nichts mehr zu machen, so will ich morgen früh nachsuchen. Zeitig steht ein großes Aufgebot mit Messern und Lanzen bewaffneter Eingeborener vor der Tür. Lärmend setzt sich alles in Bewegung. Der Kaffeegarten ist schnell erreicht. Aufgeregt redet alles durcheinander, nachmittags gegen 4 Uhr muß es geschehen sein, dort lag das Umschlagtuch und dort der Stock. Ich fange mit meinen Leuten an systematisch dick und dünn abzustreifen; nach kurzer Zeit sind wir nur noch zu viert, der Rest hatte sich stillschweigend gedrückt. Wir suchen genau, nach einiger Zeit finden wir die Sirihtasche, Tigerspuren dabei, aber keine Blutspur, nichts weiter. Sorgfältig suchen wir Streifen für Streifen ab; ein Rascheln im mannshohen Grase voraus — nichts vom Tiger, nichts von der Leiche. Mittags gebe ich es als erfolglos auf; der Busch ist ja so unendlich dicht, und wir nur unser vier, da kann man leicht vorbeilaufen. Die Erregung im Dorf legt sich bald; es war ja nur ein altes Weib.

Verstreut liegen die Dörfer am Ufer des wasserreichen Rawas-Flusses, 4, 5 Kilometer voneinander, manche recht stattlich mit zwanzig und mehr Häusern, andere wieder klein und unbedeutend. Aber armselig das Leben, nasse Reisfelder sind unbekannt, Büffel sind ein kostbarer Besitz. Aber die eiserne Axt, das wertvollste Geschenk Indiens, läßt den Kampf mit dem Urwald immerhin möglich scheinen.

Flußaufwärts war ich gewandert, nun hatte ich genug gesehen und wende mich meinem Standquartier zu. Zu Wasser geht es schneller, der Rawas hat eine starke Strömung, und so kann ich in so viel Stunden zurück sein, als ich Tage zu Fuß stromauf gebraucht habe. Aber schwierig ist die Flußfahrt, Fels engt oft den Strom ein, und Felsbarren und Blöcke bilden reißende Stromschnellen. Was verschlägt's; desto interessanter die Fahrt. Nur schmale Einbäume vermögen die Schnellen zu passieren, ein Lotse vorn und einer hinten, jeder mit kurzem Stechruder, lenken das schmale Boot und halten es im rechten Fahrwasser, in der starken Strömung treibt es schnell genug dahin. Zwei Einbäume miete ich. Auf den Boden muß sich jedes setzen, daß wir das Gleichgewicht in dem schwanken Fahrzeug halten können, es ist recht unbequem, und leicht

schlafen die Beine ein. Los geht es. Mit fabelhafter Gewandtheit haben die Führer das Boot in der Gewalt; mit Macht schießt es dahin. Weiße Kämme voraus zeigen die Stromschnelle. Ruhig sitzen, die Hände auf den niedrigen Bordrand gelegt! Die Fahrt nimmt zu, große und kleine Blöcke ragen aus dem Wasser, von spritzender Gischt umgeben. Hinein geht es in das Gewirr. Das Wasser ringsum beginnt zu kochen und zu brodeln und siedet weiß allenthalben auf. In toller Fahrt saust der Kahn dahin, glänzend lenkt der Mann am Bug, bald hier, hald dort mit dem Ruder an den Felsen abstoßend. Das Wasser tobt und donnert voraus, breite weiße Schaumkämme wirbeln auf; jetzt kommt's. »Baik, baik!« (Achtung!) ruft der Führer — jeder hält sich krampfhaft fest, brausend schießt das Boot durch die donnernde Flut; das Wasser spritzt ins Gesicht, im Fluge gleiten die Felsen vorbei, oft fast den Einbaum anstreifend, kein Wort ist im Rauschen und Branden zu verstehen, kaum kann man die Augen aufhalten — ein Ruck, und die wilde Fahrt flaut ab — wir sind über den Wasserfall hinuntergeglitten; das Wasser glättet sich, es wird stiller, das Tosen verliert sich in der Ferne. Urwaldschweigen umgibt uns. Nicht lange, da beginnt es von neuem, doch diesmal ist's nicht so schlimm; es ist nur eine Enge, Felswände treten nah zusammen, und strudelnd braust der Strom hindurch. So geht die Fahrt abwechslungsreich und schnell vonstatten. Anfangs ist es wohl etwas aufregend, stoßen wir irgendwo an, so geht der schwache Einbaum in Trümmer, und was dann aus uns wird, weiß der liebe Himmel. Aber die Führer sind glänzend, und so gewann ich nach kurzer Zeit großen Gefallen und freute mich auf jede neue Schnelle, und je toller, desto schöner.

Klatschnaß kamen wir in Suru Langun an, was macht's?

LEBEN UND TOD IM URWALD



Urwald umgibt uns rings. An einem kleinen Flüßchen steht das Lager, ein nieder-gebrochener Stamm hat eine schmale Lichtung nahe beim Wasser geschaffen. Unter dem mächtigen Blätterdach eines Baumriesen ist eine einfache Hütte für mich und eine für die

Kulis aus Stangen schnell errichtet, Wachstuch schafft ein regensicheres Dach. Fast drei Meter hoch über dem Boden liegt der Flur der Hütten, so ist's den Leuten sicherer, gibt es doch überaus viel Tiger allenthalben hier. Zum Fluß herunter hatte ich breit den Unterwuchs entfernen lassen, so daß etwas Aussicht auf das helle Wasser war. Nach den anderen Seiten umschlossen uns die ungeheuren verwachsenen Laubwände. Unermeßlicher Urwald ringsum, 10, 20 Kilometer und noch mehr bis zu den nächsten Eingeborenendörfchen. Wir sind einsam im weiten Rimba.

So führe ich seit Tagen ein Urwaldleben, begleitet nur von so viel Kulis, als gerade nötig sind. Weit führen mich meine Wege umher, einsam ist der Urwald, menschenleer; aber großartig, gewaltig, wo man ihn auch durchwandere. Mit unseren Wäldern ist er nicht zu vergleichen, mit unseren Buchendomen, zwischen deren weitgedehnten Kronen und gewaltigen Stämmen das Sonnenlicht spielt, mit den ernsten, unberührteren Fichten- und Tannenwäldern unserer Mittelgebirge in ihrer erhabenen Ruhe hat er wenig Ähnlichkeit.

Unendlich ist die Formenmannigfaltigkeit des Urwaldes, nicht nach wenigen Dutzenden, wie bei uns in Deutschland, nein, nach Hunderten zählen die Arten von Baumgewächsen, wohin das Auge schaut, andere Bäume, andere Stämme, andere Blätter. Eine monumentale Kraft entwickeln die Bäume, von der man sich in unseren Breiten kaum eine Vorstellung machen kann. Höher und höher streben die Stämme hinan, türmen sich die Kronen übereinander, daß man von unten her kaum es ermessen kann. In allen Altersstufen sind die Bäume vertreten, hohe und niedriger wachsende stehen zusammen, durcheinander, übereinander, so wächst der Rimba geradezu in mehreren Etagen, Schichten, Stockwerken übereinander, und das Ganze erreicht Höhen von 70, 80 Meter und bisweilen noch mehr. Nur selten gewinnt man ja beim Marsch im Urwald selbst einen Eindruck dieser ganzen Gewalt, dieser ungeheuren Großartigkeit, nur wenn ein größeres Flüßchen, durch das Dickicht sich schlängelnd, eine schmale Gasse nach oben freigibt, wenn ein Riese gestürzt eine Bresche gelegt hat, sonst ist der Blick begrenzt. Man wandert am Boden dahin, man sieht die Stämme

von unten und ahnt nur ihre Wucht; wie schlanke Säulen, so dick, daß drei, vier, sechs Männer kaum sie umspannen, steigen die einen zur Höhe, so hoch das Auge sieht, kein Ast — wie die Masten eines Riesenschiffes, ganz oben erst eine recht kleine Krone. Andere wieder werden von einem mächtigen Haufwerk strebender Wurzeln getragen, die sich in Haushöhe zu einem gigantischen Stamm vereinigen, wieder andere Stämme sind durch brettartige Verbreiterungen am Wurzelende gestützt, zwischen denen gewaltige Nischen sich bilden, ungeheuren Schlangen gleichende Wurzeln kriechen über den Boden in zahllosen Windungen und sind so imstande, Riesenbäumen genügenden Halt zu geben. Und zwischen den Giganten des Urwaldes dünnere Stämme und Stämmchen, die gertengleich in die Höhe schießen. Aber so mächtig die Stämme, so klein sind zumeist die Kronen, hier kugelig, dort schirmartig, dort hochstrebend, es ist kein Raum zur Entwicklung, so wachsen die Kronen durcheinander, wo und wie ein Plätzchen sich bietet. Feuchte Schwüle herrscht im Urwald, Treibhausluft, und üppig wie im Treibhaus schießt und sprießt das Grün und erfüllt jedes Eckchen. Hell, ja fast weiß sind zumeist die Stämme und schimmern so sichtbarer durch das Blätterdach, durch die Laubmassen hindurch. Und in sinnverwirrender Mannigfaltigkeit und Abwechslung bietet sich das Laub dem Auge; hier zart und feingefiedert, dort tellergroß, hier lanzettförmig, dort rund, dort gelappt, dort scharf gezackt, hier groß, dort klein, aber eines ist fast allen Blättern gemein, daß sie dunkel, lederartig, glänzend sind, angepaßt dem heißen Klima. So ist der Gesamteindruck des Urwaldes nicht zarte Transparenz, wie unsere Laubwälder sie zeigen, sondern eine dunkle Masse mit zahllosen schimmernden Fleckchen.

Dicht verwachsen ist der Boden, zarte Baumsprößlinge und Buschzeug verwebt sich hier zu einer dicht verfilzten Masse, durch die ein Durchkommen ohne Kappmesser völlig unmöglich ist, so unmöglich, wie bei uns durch den Stockausschlag jungen Mittelwaldniederwuchses. Da ist es denn kein Wunder, wenn der Erdboden selbst zumeist ziemlich kahl ist und vielenorts der nackte Boden, mit vermodernden Blättern bedeckt, hervorlugt. Graswuchs ist am Urwaldboden kaum zu finden, Kräuter

verschiedenster Art, Schattenpflanzen, oft schön blühend, bedecken den Erdboden.

Wo aber oben im Blätterdach eine kleine Lücke ist, da schlingen sich Lianen, Schlingpflanzen von Ast zu Ast, von Baum zu Baum und erfüllen alle Zwischenräume. Unendlich ist ihre Mannigfaltigkeit. Bald sind es zahllose dünne Fäden, nur wenig belaubt, dann mächtige Taue, ja elastische Baumstämme, die Schenkelstärke erreichen. Bald ziehen sie von Baum zu Baum, bald hängen sie in zahllosen Windungen und Schleifen herab, um zu guter Letzt doch wieder in die Höhe zu steigen und oben in der Höhe dem Auge zu entschwinden; bald schlingen sie sich frei dahin, bald wieder umschnüren sie die Stämme, an denen sie sich emporwinden, so fest oft, daß sie sie erdrosseln, daß sie tief in die Rinde einschneiden und ihre Stütze dem Tode weihen. In engen Korkzieherwindungen gleiten sie von Stamm zu Stamm, und wenn der Sturm die Kronen schüttelt, so vermögen sie dem Schwanken der Stämme elastisch nachzugeben. Bald wieder — besonders an freieren Stellen, wo ein Baum stürzend eine Lücke gerissen — umspinnen sie Stämme und Äste und halbe Kronen mit einem grünen, oft auch farbenglänzenden Teppich. Ein besonders anziehendes Bild gewährt die Rotangpalme, deren Rinde unser Stuhlrohr liefert. Mit zierlichen Wedeln wächst das junge Bäumchen in die Höhe, jedes Blatt endet in einer 1—2 Meter langen dünnen, unzerreißbar zähen Geißel, die mit harten, spitzen Widerhäkchen bedeckt ist. Wie auf der Lauer schwanken die feinen Geißeln, und haken sie sich in die Kleider, so hilft kein Zerren; eher reißen Fetzen aus dem Anzug, eher reißt eine tiefe Wunde in die Haut, als daß die Geißel zerreißt, stillhalten und vorsichtig mit scharfem Messer sie abschneiden oder zurückziehend sie aushaken, ist das einzige Mittel, um freizukommen. Mit diesen Widerhaken krallt sich der Rotang im Baumwuchs an und wächst mit dünnem Stämmchen in die Höhe, hoch empor über die höchsten Kronen, und ein entzückender Anblick ist es, hoch in der Luft die zarte, sich wiegende Palmkrone des Rotang zu sehen. Sie wächst und wächst, und wenn ein Sturm den Urwald schüttelt, daß ächzend die Riesen sich beugen, dann stürzt auch sie, die unteren Blätter

sind abgestorben, so hat sich die krallende Anklammerung gelöst, und das lange elastische Stämmchen sinkt herab in einem Gewirr von Windungen und Schlingen, bis die lebenden Widerhäkchen ihn zu halten vermögen. Erneut wächst es wieder hinauf, um wieder herabzurutschen, und ein neues Gewirr mächtiger Schlingen bildet sich, häuft sich am Boden, hängt sich in das Astgewirr, schlingt sich von Baum zu Baum, um neue Reifwerke zu bilden, und verfilzt so ein beträchtliches Urwaldstück zu einem undurchdringlichen Dickicht, undurchdringlich — ist doch auch der Stamm äußerlich mit zollangen schwarzen Stacheln bedeckt, die scharf, aber brüchig tief in die Haut eindringen und abbrechend böse Wunden verursachen. So erreicht der Stamm eine Länge von 2—300 Meter, ohne mehr als armdick zu werden. Der zierliche Rotang ist von hinterhältischer Schönheit, Vorsicht gebietet er, denn ein Rotangdickicht ist für den Menschen völlig undurchdringlich. Aber wenige Stücke des Urwaldes sind von so zarter Anmut, wie grade diese tückischsten.

So dicht, so zäh vermag das Gewirr und Tauwerk der mannigfachen Schlinggewächse zu werden, daß sie fallende Stämme, die abgestorben zu Boden sinken wollen, in ihren Schlingen festhalten, daß sie sie ganz überspinnen und — ein seltsames Bild des Kampfes, des Existenzkampfes im Urwald — den Toten nicht zur Ruhe kommen lassen. Kampf ist das Wahrzeichen des Urwaldes; ringen schon die Lianen, die Schlinggewächse mit eigenartigen Mitteln um ihr Leben und Dasein, indem sie sich hindurchwinden durch die kleinen Lücken des Dickichts mit langen, dünnen elastischen Stämmchen, um endlich, endlich in sonnenbestrahlter Höhe ihr bescheidenes Krönchen zu bilden, so gibt es große Gruppen von Gewächsen, die in bescheidener oder auch recht unverschämter Weise ihren Platz sich suchen: die Schmarotzerpflanzen und Aftermieter. Auf den Stämmen und Ästen, in den Baumkronen, wo ein Plätzchen sich findet oder schaffen läßt, siedeln sie sich an. Staubartig fein oder mit zarten Flugeinrichtungen versehen sind die Samenkörnchen, die der Wind an die feuchten Stämme klebt, aus denen dann filzige Wurzelgeflechte entstehen, die sich festsaugen; oder Körnchen im Vogelkot auf Ästen festgeleimt. So entwickelt sich dann an luftigem Platz eine bunte

Vegetation, die teils schmarotzend von ihrem Wirte lebt, teils aber harmlos nur auf ihm wohnt. Farnkräuter verschiedenster Art, wie der storchnestähnliche Vogelnesterfarn, der mächtige Bauten in sonniger Höhe bildet, und Orchideen in buntester Mannigfaltigkeit stellen mit den Hauptanteil an diesen Epiphyten, die nun auch das letzte freie Plätzchen im Blättergewirr des tropischen Urwaldes einnehmen. Aber wenn man Farbenpracht bei ihnen vermutet, so ist das weit gefehlt, wohl sieht man öfter eine farbenprächtige Blüte, aber sie verschwindet im Laubmeer. Man findet Blüten abgefallen auf dem Pfade, den Blütenbaum ahnt man kaum. Kaum ein Monat im Jahre ist, wo nicht dieser oder jener Baum, diese oder jene Pflanze in Blüte stünde, aber von Farbenpracht ist im Urwald nie die Rede, der Flor verteilt sich viel zu sehr über das Jahr, dann aber sind auch die Blüten zumeist sehr unscheinbar, so daß sie wenig hervortreten. Farbenprächtig sind ja bisweilen die frischsprießenden Blätter, die rot oder gelb strahlen. Aber für das Gesamtbild kommen auch sie kaum in Betracht, hochsommerlich dunkelgrün und graugrün ist das Blätterkleid des Urwaldes — eintönig und öde wird sein Anblick schon bald. Es ist zu viel, was auf das Auge einstürmt, man kann nicht alles fassen, es fehlt jede Spur von Gliederung — da drängt sich der Eindruck des Überladenen, Sinnverwirrenden auf; denn so groß ist wieder die Mannigfaltigkeit und Abwechslung nicht, daß grundsätzliche Verschiedenheiten das Urwaldbild beherrschten — darauf beruht doch zum großen Teil die Schönheit der Bergwälder, daß neben dem Pflanzenwuchs in den Felsgebilden, in der wechselnden Bodengestaltung grundsätzlich verschiedenartige Formen nebeneinander, miteinander verquickt auftreten. Bäume bleiben letzten Endes Bäume, Blätter bleiben Blätter, Grün bleibt Grün und wenn alles noch so viel Nuancierungen aufweist, und grade daß kein Fleckchen dem andern gleicht, daß überall Mannigfaltigkeit bis ins kleinste herrscht, macht das große Bild gleichartig, eintönig. Wenn wir einen großen Garten mit Blumen in allen Farben des Regenbogens bepflanzen und gruppieren die roten und blauen und gelben herrschend zusammen, so können wir eine entzückende Wirkung des Bildes erzielen, mischen wir dagegen alles

innigst durcheinander, dann ist zwar das Bild im einzelnen herrlich, im großen ganzen aber eintönig bunt. Und denken wir uns gar Wege, Gebüsch und alles Unterbrechende fort, dann wird das Bild gar monoton trotz der Farbenpracht jeder einzelnen Blüte. — So wird auch der Urwald monoton.

Was nun wieder den Urwald beherrscht, was die Beobachtung unendlich reizvoll macht, ist der erbarmungslose Kampf, das Ringen aller um die Existenz. Platz! Platz! schreit das ausdrucksvolle Schweigen der Waldestiefe. Mach Platz, ruft der Baumriese und gebraucht rücksichtslos seine brutale Kraft; um Platz bittet der jugendliche Wuchs; um ein wenig Platz bettelt die Liane und windet sich demütig hindurch durch die kraftstrotzenden Arme machtvollerer Genossen, und mit List weiß die Schmarotzerpflanze ein Plätzchen zu erraffen. Und die üppige Natur spendet allen ohne Unterschied reichliche Wärme und Feuchtigkeit zu überquellendem Gedeihen! Und alles wächst und sprießt und grünt in ungebändigter Fülle. Und alles stößt einander und drängt einander und hindert einander, keines kann sich ausleben, jedes muß sich wehren und sucht zu gewinnen. So ist es ein stiller, rasender Kampf — und wer zu lauschen versteht, dem raunt die tiefe Stille das Wispern und Knistern des verzweifelten Existenzkampfes zu.

Nur der Tod kann helfen! Und er hilft. Erschöpft, entseelt sinken die Geschlechter der Riesen dahin. Dahinsiechend und nur noch gehalten in der fürchterlichen Enge der Umgebung, abgestorben, vermorscht in der erbarmungslosen Umklammerung üppig wuchernder Schlinggewächse — eines Tages kommt das Ende, und mit Donnerkrachen stürzt der gigantische Stamm zu Boden und reißt todbringend eine Gasse in das kleinere Pflanzengewirr, knatternd, prasselnd: in Todesruhe liegt er nun da, machtvoll noch in der Majestät des Todes Platz heischend. Sein gewaltiges Wurzelwerk hat er mitgerissen, und wie eine ungeheure Wand ragt, von dräuenden Armen starrend, das Wurzelwerk in die Höhe. Ein Loch ist in den Boden gerissen, in dem bei der ewigen Nässe sich gern Sumpf und Moder bildet. Aber Platz ist geworden, heißem Leben weicht der Tod, von allen Seiten sprießt es und grünt es, und fast so schnell, wie sie geworden, ist die Lücke geschlossen, und

der Kampf tobt unentwegt weiter. So liegen sie da, die Äste, die Stämme und Bäume, groß und klein, Opfer des Kampfes. Bald ein mächtiger, haltgebietender Wall, ein Hindernis jeglichen Verkehrs, über das selbst der Elefant nur mühselig rutschend und kletternd seinen Weg findet, bald morsch zusammenfallend im Urwaldmoder, bald nur noch gewaltige Trümmer einstiger Größe. Und wenn die Nacht kommt und tiefes Dunkel alles deckt, dann leuchtet der modrige Stamm in bläulichgrünlichem Licht phosphoreszierend geheimnisvoll durch das schwarze Gestrüpp. –

Und rastlos ist der Tod am Werk. Bald fern, bald nah, wie machtvolles Donnerkrachen, wie ein dumpfes Stöhnen, ein schwaches Murren – immer wieder tönt das eindrucksvolle Memento mori. Und auch du, Menschenkind, stehst im Urwald im Schatten des Todes, meide den morschenden Riesen – du ahnst es nicht, wie nah er dem Tode, raste nicht in seiner Nähe, und legst du zum nächtlichen Schlummer dich nieder, so prüfe die Stämme in weiter Umgebung, daß keiner dich im Schlafe erschlage.

Fast hätte der Tod auch uns böse mitgespielt, berstender Donner läßt mich jäh auf dem Marsche umschauen – hinter mir bricht ein mächtiger Baum zusammen und schlägt mit seinem Astwerk hinein in die Reihe der mir folgenden Träger. Voll Entsetzen schließe ich die Augen und vermeine schon das Jammern, den Todesschrei der Zerschmetterten zu hören, Rettung schien unmöglich. Doch tiefe Ruhe nach dem Knattern und Brechen und Rauschen – nichts ist passiert. Wie die Katzen waren die Kulis dem Stamm entgegengesprungen und hatten ihr Leben gerettet, nur eine Kiste war zerschmettert worden. Ein andermal hatte ich am Ufer eines idyllischen Sees mein Lager aufgeschlagen, eine kleine Landzunge, die prachtvolle Aussicht gewährte, sollte meine Hütte tragen. Der Platz war schon gesäubert – da war ein mächtiger Felsblock im Wege und ließ sich nicht fortbewegen, so suchte ich mir hundert Meter davon einen anderen, freilich nicht ganz so schönen Platz. Nachts weckt mich das dumpfe Krachen eines niederbrechenden Baumes, und als ich morgens mich umschaue, sehe ich, daß ein ungeheurer Stamm gerade auf den hinderlichen Fels niedergeschlagen ist. So hätte ich ohne den Steinblock ein unrühmliches Grab gefunden.

Ich durchstreifte den Urwald. Gerade will ich ein breiteres Flüßchen durchschreiten, da rauscht es oberhalb, und flink kommt ein Floß um die Waldecke, kunstlos aus einem Haufen von Bambusstengeln mit Lianen zusammengebunden, ein halbnacktes Weib sitzt darauf mit unordentlich um die Schultern fallendem dunklen Lockenhaar, stumpf vor sich hinschauend, zwei niedliche nackte Mädchen dabei, indes ein Jüngling, nur mit einem Hüftschurz bekleidet, mit einer Bambusstange das Floß lenkt. Ein wild phantastisches Bild tierischer Unkultur. Es rauscht an mir vorbei und ist einige Augenblicke später um die nächste Ecke verschwunden. Ein unauslöschlicher Eindruck! Minutenlang starrte ich dem Bilde wie einer Vision nach. Und es war ein Märchenbild, zauberfremd in seiner Unmittelbarkeit, ich hatte einen Blick in ein verschlossenes Land getan, in die Urzeit unserer eigenen Vergangenheit. Urmenschen. — Ripin riß mich aus meiner Traumversunkenheit: »Das sind Kubus,« sagte er. Ich wußte von diesem Urvölkchen, das in spärlichen Resten noch hier im tiefsten Innern Süd-Sumatras lebt, und sie näher kennenzulernen, war das Ziel meiner Wünsche. Nun hatte ich sie erschaut, erlebt. Wie aber in nähere Berührung mit ihnen kommen? Es sind Urwaldmenschen, nomadisch schweifen sie im weiten unberührten Rimba und nächtigen dort, wo der Abend sie überrascht, ein paar zu einem Dächlein zusammengebogene Zweige sind ihre Nachthütte. Familienweise, selten in kleinen Familienhorden leben sie zusammen, und die Nahrungssuche im Urwald ist ihr Leben. Das hatte ich schon von den malaiischen Eingeborenen gehört, die mit unendlicher Verachtung auf dies armselige Völkchen herabschauen. Selten nur sieht man sie, seltener als Tiger und Elefant. Wie konnte ich ihrer habhaft werden?

Gedankenvoll schritt ich den schmalen Urwaldpfad dahin, der eng wie ein Pirschpfad sich durch das Dickicht schlängelt. Mann hinter Mann, im Gänsemarsch nur kann man ihn begehen. Dampfende Tapirlosung auf dem Pfade ließ mich aufmerken, vor wenigen Minuten muß ein Tapir hier gezogen sein, seine Fährte stand deutlich am Boden, aber nichts ist von dem mächtigen Tier zu sehen oder zu hören, wohl eine Viertelstunde folgen wir seinen Spuren, dann biegen sie ab in den Busch.

Mensch und Tier, sie benutzen gemeinsam die Wege des Rimba. Wer hat sie angelegt? Kreuz und quer gehen die Pfade durch die Wildnis, immer und immer wieder findet man Pfade im Urwald, den so selten ein Mensch betritt. Und im urwaldbedeckten Hochgebirge, das leer ist von Menschen, unendlich fern von jeder Siedlung, wohin in langen Jahren kaum je ein Eingeborener vordringt, das höchstens einmal das Ziel neugieriger Forscher ist, auch dort allenthalben Pfade, jeden Bergkamm führt ein Pfad entlang, ein echter Urwaldpfad. Tierwechsel sind es, Jahrtausende alt. Ungezählte Generationen von Hirschen und Wildschweinen, von Elefanten und Tigern sind hier entlang gezogen, und auch der Mensch, im Urwald zu Gaste, benutzt dieselben Pfade. In unzähligen Biegungen und Schleifen schlängeln sie sich dahin, so schmal, daß man seitlich das Gesträuch streift, mit einer Bodenspur so breit, daß man gerade die Füße nebeneinander stellen kann. Fällt ein Baum über den Weg, so schlängelt der Pfad sich um ihn herum, um dann in die alte Spur einzumünden, nur wenn der Stamm dünn ist, geht der Weg über ihn weiter. Zahllos ist die Menge gestürzter Bäume, und so schlängelt sich der Pfad in zahllosen Windungen um sie herum, ja der Pfad besteht fast nur aus Windungen, und es bedarf größter Aufmerksamkeit, sorgsamster Kartierung, will man die Richtung festlegen, die Orientierung nicht verlieren. Äußerst mühselig ist ein Urwaldpfad zu begehen, fast ständiges Stocken, weil ständig kleine Hindernisse zu überwinden sind. Hier ist er verwachsen, dort liegt ein frischgestürzter Baum, über den der Weg geht, hier muß man unter totem Astwerk sich hindurchschieben, dort ist ein Moderloch. Zwei, drei Kilometer in der Stunde, schneller kommt man auch bei flottem Marschieren kaum vorwärts. Und alle Unannehmlichkeiten der Gemeinschaft von Tier und Mensch haften den Pfaden an, sie wimmeln von kleinen zollangen Blutegeln. Züngelnd richten die streichholzdicken Blutsauger bei der Erschütterung nahender Schritte sich auf und züngeln von den Blättern am Wege, züngeln am Boden und heften sich beim Anstreifen fest und kriechen empor, bis sie an die Haut kommen. Ein leise prickelnder Schmerz, sie saugen sich fest, und saugen, bis sie dick aufgeschwollen sind, und lassen sich wieder zu Boden fallen, verdauen, um dann

beim nächsten Lebewesen von neuem sich zu mästen. Die Stelle aber, wo sie gebissen haben, blutet lange leise fort, und wenn man die kleine Wunde nicht sorgsam behandelt, so hat man oft wochenlang an der vereiterten Bißstelle zu leiden. Durch die Schnürlöcher kriechen die kleinen Bestien in den Schuh, durch die Gamasche winden sie sich hindurch, ja sie kriechen höher, bis Brust und Hals. Bei der Rast sieht man die barfüßigen Träger mit dem Buschmesser die Peiniger abschaben und rachegierig zerschneiden. Ein gern geübtes Ratespiel, gerade oder ungerade, war es, wenn ich die Gamaschen abknöpfte, mich von den eklen Plagegeistern zu befreien, ein halbes Dutzend und noch mehr waren es oft. Ein phantasiebegabtes Gemüt kann sich den Lebenslauf eines solchen Blutsaugers, die zoologische Mannigfaltigkeit der Wesen, von deren Blut er sich nährt, ausmalen. Gott sei Dank, daß der Mensch nicht auch mit dem Elefanten in solch ungewollte Blutsbrüderschaft tritt, denn der Elefantenblutegel ist fast fußlang und daumendick.

Das Urwaldleben hat seine großen Reize; tagein, tagaus wandern, schauen, sammeln. Bald wird täglich der Biwakplatz gewechselt, bald das Lager mehrere Tage beibehalten — ein freies Nomadenleben, losgelöst von allem konventionellen Zwang, ganz dem Menschsein, dem animalischen Menschtum gegeben, durchgeistigt nur von dem höheren Zweck, zu beobachten, zu schauen, zu erleben. Ist so nicht das alte Ideal der goldenen, paradiesischen Zeit der Erfüllung nähergebracht? Ich darf lassen und tun, was mich gut dünkt; kein Herr über mir, frei sorge und schalte ich, wie mir's gefällt. Und doch — bin ich frei? Beherrscht nicht die Sorge für die tägliche Nahrung die freie Selbstbestimmung? Müssen nicht wöchentlich Ripin und einige Kulis zu den nächsten Malaierdörfern, um Reis, Hühner und sonstige Nahrungsmittel zu holen, denn der wilde Urwald ist ein karger Wirt: er gibt uns nichts und würde uns verhungern lassen. Was sollte er auch geben? Früchte? Es gibt wohl Fruchtbäume im Urwald, auch mit eßbaren Früchten, aber was weiß ich, wo sie stehen? Der Durian, die berühmte malaiische Stinkfrucht mit ihren großen stachlichten Früchten, die so ungeheuerlich und ekelhaft stinken, daß Worte es

nicht schildern können, und deren fleischige Kernhüllen so zart und süß und aromatisch schmecken, daß ihr Wohlgeschmack alles übertrifft, was es sonst auf Erden an köstlichen Früchten gibt, — er ist ein Urwaldbaum, und wenn seine Früchte reifen, so sammelt sich die Tierwelt des Waldes bei ihm. Elefant und Orang-Utan, ja selbst der Tiger fressen mit Leidenschaft das zartgelbe, cremeartige Fleisch. Aber wie selten findet man sie! Nur vereinzelte Male im Laufe von Jahren habe ich reife Durians im Urwald gefunden. Auch andere wohlschmeckende Früchte gibt's im Urwald, aber selten, sehr selten; das meiste ist ungenießbar. Und Wurzeln? Ein mir befreundeter Offizier hatte sich in Atjeh mit einer kleinen Patrouille im Rimba verirrt und irrte ohne Nahrung sechs Tage herum; trotz allen Suchens bot der tiefe Urwald keinerlei Nahrung, nichts, um den Magen zu beschwichtigen. Kraftlos, an Stöcken sich mühselig schleppend, erreichten sie endlich menschliche Siedlungen; noch ein, zwei Tage, und sie wären elend umgekommen. Und die Soldaten waren alles Eingeborene, Kinder des Urwaldes.

Und die Jagd? So unendlich dicht ist alles, so verwachsen, daß man nur wenige Schritt in das Dickicht hineinsehen kann. Man hört wohl gelegentlich ein Tier; aber selten, sehr selten bekommt man's zu Gesicht. Dullah und ich haben einmal acht Tage gejagt, um Vögel zu sammeln; ein Habicht und ein Kuckuck waren unsere ganze und einzige Beute. Das Vogelleben spielt sich hoch oben in sonniger Höhe ab; man sieht es und hört es kaum. So ist die Freiheit beschränkt. Wer im Rimba lebt und im Rimba wandert, taucht unter im unermeßlichen Blättermeer und gibt seine Freiheit dahin; er wird abhängig von der elementaren Gewalt des Urwaldes, sei er auch mit den modernsten Waffen und Hilfsmitteln der Technik ausgerüstet; er nimmt teil am allgemeinen Kampf und kann nur sorgen, daß er gut bestehe. Und ist er Herr? »Tuan«, fragte mich Dullah eines Morgens, »hast du heut nacht den Tiger gehört? Weit kann er nicht gewesen sein.« Und als wir nachschauten, fanden wir seine Fährte auf dem Urwaldpfad, an dem unser Biwak lag; ein Meter von meinem Zelt war er, wohl vor der brennenden Lampe, umgedreht. Ist der Mensch Herr?

So ist auch die Tierwelt in den unerbittlichen Kampf hineingezogen, verschwenderisch hat die üppige Tropennatur ihr Füllhorn ausgestreut und den Pflanzen fruchtbarstes Gedeihen geschenkt wie nirgends sonst auf der Erde — wahllos. Und alles, alles gedeiht und beengt sich und nimmt sich die Luft und den Lebensraum, aber in dem Füllhorn war auch der Tod, und er ist mitten hineingestreut in das üppige Leben. Und auch die Tiere stehen im Banne des Rimba, auf Leben und Tod, die Tiere groß und klein. Unendlich reich ist das Tierleben, unermeßlich die Formenfülle, vom riesigen Elefanten bis herab zum winzigen, kaum sichtbaren Insekt. Aber versteckt sind sie alle im ungeheuren Blättermeer, selten, sehr selten bekommt man ein größeres Lebewesen zu Gesicht — ein Augenblick, und schon ist es wieder verschwunden. Und die Kleintierwelt entzieht sich den Blicken des, der nicht sorgsam auf sie achtet. Am Tage ist Stille und Ruhe; aber nachts erwacht das Tierleben — doch was weiß der Mensch, wie es nachts im dunklen Rimba ausschaut. Wagt er sich nachts aus dem schirmenden Bereich seiner Hütte, so wird auch er zum hilflosen Wilde.

Finsterer Urwald, du bist der Herr!

VON MENSCHENAFFEN UND TIGERN



Am frühen Morgen weckte mich eigenartiger unmelodischer Gesang oder melodisches Gebrüll, wie man es nennen will, das mehrstimmig in ziemlicher Nähe erscholl. Dumpf, gedehnt, weitschallend begann eine tiefe Stimme in langgezogenen klagenden Tönen das Konzert mit dumpfem húuu — húuu — húuu — hóoo, allmählich tiefer werdend; höher, halb kreischend fällt eine andere Stimme ein: hūuuít — huuuít — huuít — hūít huit huit witt witt witt, und juchzend schallen nun helle Stimmen dazwischen hei — hei — hei hei hei, während der dumpfe Baß mit lauter Gewalt die Grundstimme hält. So schwillt das gellende Geschrei zum durcheinanderwogenden Fortissimo. Allmählich setzen die höchsten und höheren Stimmen verhallend aus, der Baß allein

noch läßt immer langsamer und gedehnter sein dumpfes hūuu — huuuu — hūu — ho — ho ertönen, und leise vergrollt das Konzert, um nach kurzer Pause wieder zu beginnen. So geht es mit mannigfacher Abwechslung, aber immer in gleichartiger Weise eine viertel, eine halbe Stunde weiter. Bald entfernen sich die Töne, um dann wieder in nächster Nähe zu erschallen. Der Morgengesang der Siámangs. Andere Familien singen in der Ferne, und seltsam — wie wir es ja auch beim Rodeln der balzenden Birkhähne kennen — schwingt rhythmisch in dumpfem Unterton die Luft des ganzen Rimba mit. Schauerlich, unheimlich klingt dies klagende Geheul, man sollte nicht denken, daß es Menschenaffen sind, die diese Töne hervorbringen. Ein guter Bekannter erzählte mir, als Neuling sei er einst auf breiter Straße in West-Sumatra durch den morgendlichen Urwald geritten und habe zum erstenmal in seinem Leben dies dumpfe Gebrüll gehört, es sei ihm unbehaglich zumute geworden, habe er doch gedacht, daß große Raubtiere in der Nähe seien. So sei er abgestiegen und mit schußbereiter Pistole, das Pferd am Zügel führend, weitergeschritten. —

Die Affen schienen nah zu sein, so nahm ich den Drilling und machte mich mit Dullah, Ripin und einigen Kulis auf, sie zu suchen. Mit langen Buschmessern kappten wir uns in der Richtung auf den Gesang durch, es war mühselig und langwierig, alles ist so unendlich dicht verwachsen, und wenn der vorangehende buscherfahrene Malaier auch alle Hindernisse umging und wir uns nach Möglichkeit rücksichtslos durchquetschten und durchwanden, so kam man ohne Kappen doch kaum einen Schritt vorwärts. Näher und näher erscholl allmählich das Geheul, aber es war doch erheblich weiter, als ich anfangs geglaubt hatte. Endlich tönt es ganz nah, in der Höhe. Aufmerksam mustern wir die Baumriesen vor uns. Jetzt verschweigt es. Wir warten. Nach einer Weile endlich ein dumpfes Anstoßen, aber es klingt weiter, vorsichtig gehen wir nach und folgen den Siamangs, die sich langsam zu entfernen scheinen. Ein tiefes Glucksen, das von Zeit zu Zeit sich leise hören läßt, führt uns, immer wieder müssen wir warten und lauschen. Der Schweiß rinnt mir von der Stirn, die Kleider kleben durchnäßt am Leibe. Schwül ist es, und Moderluft lastet unter den Bäumen, kein Blättchen regt sich, und feuchte Hitze brütet im Dämmer des

Rimba. Wie leise Abspannung zieht es durch die Glieder, endlich tönt es wie gezogene Hupenrufe dumpf herüber, zwei, drei helle Stimmen fallen mit gellenden Juchzern ein, und bald ist das Konzert wieder in vollem Gange, ganz nah muß es sein. Wir suchen vorsichtig, aufmerksam alles ab, immer näher kommen wir — da bricht es plötzlich jäh ab. — Tiefe Stille. Nach Minuten ein leises Rauschen dicht vor uns, aber nichts ist zu sehen, doch da — etwas weiter — schwanken einige Blätter — und richtig, ein kleiner schwarzer Fleck — er verschwindet — taucht weiter wieder auf — verschwindet wieder — da rauscht in mächtigem Schwung ein schwarzer Körper zum Nachbarbaum — ein ganz gewaltiger Kerl scheint es zu sein. Nach! Rücksichtslos durch das Gestrüpp, daß ich ihn ja nicht aus den Augen verliere. Mühselig genug ist's, denn schier unglaublich geschickt weiß der riesige Affe sich zu verbergen, so daß man nur auf das zitternde Laub achten kann und vom Körper selten etwas zu sehen bekommt. Jetzt schwingt er sich auf einen dicken Ast und läuft fabelhaft geschwind auf ihm entlang, wo er zu dünn wird, hangelt er mit weit ausgreifenden Armen ungemein schnell weiter. Mit gewaltigem Schwung springt er in den nächsten Baum hinüber, daß rauschend die Zweige zusammenschlagen, hangelt, klimmt auf einen mächtigen kahlen Ast und wird hier einen Augenblick leidlich frei. Ein schnell hingeworfener Büchsenschuß zerreißt die Urwaldstille, getroffen? Der Affe ändert seine Taktik und steigt eilends in die Höhe, immer den Stamm zwischen uns bringend. Endlich, hoch oben im Wipfel eines Riesenbaumes, bleibt er sitzen, mühselig finde ich eine kleine Lücke im unendlichen Blättergewirr und schieße. Er schwankt, aber noch hält er sich ein Weilchen oben, dann stürzt er rauschend herab und schlägt krachend auf den Boden. Ich springe sofort hinzu, lautlos liegt er da, auf dem Rücken, schwer atmend, die Arme weit auseinandergestreckt. Voll Wut die Zähne knirschend, blickt er mich böse an, meine Kugel hat ihm hoch am Hals die Brust durchschlagen. Die mächtigen Kehlsäcke sind kinderkopfgroß aufgeblasen und verleihen dem Gesicht des alten Männchens gewaltige Größe und wilden Ausdruck, der mit langem schwarzen Haar bedeckte Körper scheint größer, als er wirklich ist. Betroffen macht mich die

Menschenähnlichkeit des wilden Gesellen, der sterbend da vor mir liegt, wie ein kleiner, aber breit untersetzter, kraftstrotzender Urmensch. Aber nichts von rührender Hilflosigkeit, von Kindlichkeit — wie es so gern geschildert wird —, ein bösartiger Wilder! Fast meterhoch war er, und seine Arme klafterten annähernd das Doppelte.

Nur Ripin ist bei mir, die anderen sind weit verstreut im Urwald, und langen Rufens bedarf es, um alle zusammenzuholen. Zwei Kulis banden den schweren Siamang an eine Stange, und nun hieß es den Heimweg finden. Glänzend, geradezu bewundernswert ist die Orientierungsgabe der Urwaldmenschen. Die Jagd war hin und her gegangen — im Eifer der Verfolgung hatten wir uns durchgeschlagen und wenig gekappt, nur auf die flüchtenden Siamangs schauend, waren wir auseinander geraten. Jetzt kam es mir so recht zum Bewußtsein, wie unendlich gleichartig doch der Urwald allenthalben ist, es wäre mir völlig unmöglich gewesen, anzugeben, in welcher Richtung das Lager sein mußte. Kaum konnte ich sagen, aus welcher Richtung ich zum Baum gekommen, im Suchen nach einer Schußlücke war ich hin und her gesprungen, ja richtig, Rotangschlingen hingen von einem Ast herunter, den der Siamang entlanggehuscht. Also da! Aber auch dort ist solch ein Ast — und dort wieder. Und der mächtige Vogelfarn, hinter dem er einen Moment gesessen — ist's dieser? oder jener dort? Ripin, der ja weniger von der Passion fortgerissen war, schwankte keinen Augenblick und wies die Richtung. Nun suchten wir — wie man auf der Nachsuche nach einem krankgeschossenen Bock bei uns die Schweißspritzer sucht und ihnen sorgsam folgt — nach gekappten Zweigen, hier war einer, dort drüben wieder. So suchten wir uns langsam auf unseren eigenen Spuren heim, und als wir endlich die Stelle erreicht hatten, wo die eigentliche Verfolgung begonnen, war es leicht, die Spur des Kappmessers zu halten. Die Malaier sind zumeist begeisterte Jäger, und da wurden denn die Ereignisse nochmals lebhaft besprochen, es waren im ganzen vier Siamangs gewesen, noch ein großes Weibchen mit einem hilflosen Jungen am Hals und ein halbwüchsiges Junges. Nach längerer Hetze hatten die Kulis sie endlich aus dem Gesicht verloren. Die Zungen waren gelockert, und jeder erzählte

drauflos. Es war mir interessant, zuzuhören, wie diese einfachen Menschen erzählten, von den Siamangs hörte ich ja nicht viel Neues, aber das wollte ich auch gar nicht. Will man sichere, gute Nachrichten über das Leben der Tiere haben, so muß man selbst beobachten, man muß erfahrene ältere Jäger ausfragen, sich von ihnen schildern lassen und in der Lage sein, auf Grund eigener Kenntnis Kritik anzulegen. Aber hier war die Lust zum Fabulieren geweckt, und bald berichtete jeder, was er Wunderbares und Schönes wußte, und nicht lange dauerte es, und die allgemeine Unterhaltung war beim Tiger angelangt und den Tigermenschen. Das ist es, was das Herz jedes Eingeborenen im Rimba im tiefsten erfüllt, da geht ihm ein süßer Grusel den Rücken hinunter — am Tage kühne Geschichten von Tiger und Tigerjagd, abends am Lagerfeuer geheimnisvolle Mären vom Tigermenschen. Der Urwaldmensch steht in einem besonderen Verhältnis zum Tiger.

Auffallend war es mir wieder, wie die Erzählungen der Eingeborenen häufig so pointelos für unsere Begriffe sind. Wir kennen ähnliches ja von unseren Kindern und Jungen, einem phantasiebegabten Knirps genügt es auch, eine Menge wunderbarer Dinge aneinanderzufügen, ohne daß eine bestimmte Absicht damit verfolgt wird, ohne daß alles zu einer Pointe sich zuspitzt. Ihm — und ebenso auch dem ihm in Einfachheit des Denkprozesses ähnlichen Eingeborenen — genügt es, daß die Phantasie spielt, an das Wie? stellt er einstweilen noch keine hohen Anforderungen. Von den Siamangs und anderen merkwürdigen Riesenaffen, von denen dieser und jener gehört haben wollte, kam das Gespräch auf allerlei menschenähnliche Fabelwesen. Einer erzählte von einem Wesen, größer wie ein Siamang, aber kleiner wie ein Mensch, das nächtlich umherschweife, eine kurze, breite Fußspur hinterlasse, sein Ruf sei brr brr. Ein anderer erzählte: »Es ging einmal ein Mann am Ufer des Rawas-Flusses, um Fische zu fangen, und wie er das Gebüsch durchteilte, um zum Fluß hinunterzugelangen, sah er auf einmal zwischen den großen Steinen ein kleines nacktes Männlein herumspringen, das im Begriff stand, gerade einen Fisch zu greifen. Es war dunkel, mit langen Haaren am ganzen Körper bedeckt und nur zwei Fuß hoch und glich

einigermaßen einer Fischotter, hatte aber die Gestalt eines Menschen. Wie es das Geräusch hörte, drehte es sich um, und als es den Mann sah, sprang es mit ein paar schnellen Sätzen ins Gebüsch, und so sehr der Mann suchte, gelang es ihm nicht, das Männchen wieder zu finden.« Das sind zweifellose Reste von Zwergensagen, wohl indischen Ursprungs.

Ein anderer erzählte von einem Mann, der am Fuß des Vulkans Dempo — dieser hohe Gipfel ist ein beliebter Punkt für alle möglichen Wundergeschichten — durch den Urwald ging, auf einmal habe die Erde gedröhnt und gedonnert, immer näher sei es gekommen, so daß der Mann sich entsetzt im Wurzelwerk eines großen Baumes verborgen habe. Da sei eine gewaltige Herde riesiger Büffel, alles niederbrechend, vorbeigestürmt, in ihrer Mitte ein weißer Büffel mit mächtigen vergoldeten Hörnern, und auf ihm habe ein schönes Mädchen in reichen Gewändern mit vielem Goldschmuck gesessen, das sei die »Büffelkönigin« gewesen. — Wir fragen bei diesen Geschichten unwillkürlich: und die Pointe? Auch dieser Geschichte liegt zweifellos eine alte indische Legende zugrunde, denn der Büffel ist ein Geschenk Indiens. Die Urwaldmalaier sind ein in der Anregungslosigkeit des Rimba aus alter Kultur zurücksinkendes Volk, die geistige Quelle ist durch den Islam zerstört, nichts Neues dafür gegeben, so nährt sich das Volk von den Resten verblichener Zeiten — und seinem primitiven Geiste genügt das.

Ich hatte bisher noch nicht allzuviel Gelegenheit gehabt, die Menschenaffen in ihrem Leben und Treiben zu beobachten. Die von mir durchwanderten Urwälder der Ostküste, die Hochländer des Innern Sumatras, Borneo sind vielfach ziemlich arm an ihnen, meine Forschungsziele ließen mir oft wenig Zeit dazu, so benutzte ich hier die Gelegenheit nach Kräften, wo man fast täglich ihren Konzerten lauschen konnte. In späteren Jahren hatte ich reichliche Möglichkeiten, in allen Teilen Sumatras meine Beobachtungen zu kontrollieren und zu vervollständigen.

Es gibt zwei große Gruppen von Menschenaffen in Sumatra: den Orang-Utan (wörtlich: Mensch des Waldes), von den Eingeborenen Māwas genannt, ein gewaltiges Tier, an Größe den Menschen nicht ganz erreichend, an Massigkeit dagegen ihn weit übertreffend, und die Langarm-Affen oder Gibbons,

kleiner und zierlicher, in mehreren Arten, von denen der Siá-mang der größte ist. Der rostrote bis dunkelbraune Mawas ist ein mächtiges Tier; pralle breite Backenwülste geben dem mit rotblondem Schnurrbart und stattlichem Vollbart gezierten Gesicht des Männchens eine sehr große Breite, und eine mächtige Kehl- und Brustwamme, die bis zu den Armen zieht, läßt den breiten Oberkörper riesenhaft erscheinen. Der Mawas ist auf das nördliche Drittel Sumatras beschränkt, ist hier in den Sumpfwäldern stellenweis ziemlich häufig, kommt aber bis in die Gebirge des Innern hinein vor. Er ist die Verkörperung der rohen Kraft, und das Bewußtsein, daß er keinen Feind zu fürchten hat, bestimmt sein Verhalten. Schwerfällig bewegt er sich in den Bäumen von Ast zu Ast und zeigt keine Furcht. Während alle anderen Tiere des Urwaldes der Begegnung mit dem Menschen ausweichen, bleibt der Mawas ruhig auf seinem Aste sitzen und guckt den Eindringling mit bösen Augen an, wenn er ihn überhaupt beachtet. Der Eindruck, den ich auch von einem halben Dutzend von mir in Gefangenschaft gehaltener Orang-Utans gewonnen habe, ist, daß die Grundzüge ihres Charakters Mißtrauen, Dummheit und Bösartigkeit sind, so daß sie sich von den harmloseren Gibbons sehr unterscheiden. Sie leben im tiefen Urwalde familienweise zusammen: ein altes Männchen, ein Weibchen und die Jungen, deren Zahl aber zwei bis drei kaum je übersteigt. Einmal ist mir ein Fall bekannt geworden, daß ein Mawas-Männchen zwei Weibchen, darunter ein buckliges, bei sich hatte. Nomadisch schweifen sie im Urwald herum, halten aber zumeist die Gegend inne; ihr zeitweiliger Aufenthaltsort, die Richtung ihrer Wanderungen wird durch das Reifen der Fruchtbäume, die ihnen Nahrung spenden, bestimmt. Wenn der Abend kommt, so bauen sie sich ein Nest in den Zweigen eines starken Baumes, 20, 30 Meter über dem Erdboden, indem sie mit den Händen Zweige zusammenraffen und sie zusammendrehend verflechten; sich aufrechtstellend, ziehen sie alsdann dichtbelaubte Zweige herunter und winden sie zu einem Dach zusammen, unter dem sie geschützt die Nacht verbringen. Nie benutzen sie ein Nest zweimal. So sind sie Nomaden des Urwaldes, in den Baumkronen wandern sie dahin, ständig mit der Nahrungssuche beschäftigt.

Ganz ähnlich ist die Lebensweise der Gibbons. Es gibt ihrer zwei Arten in den Urwäldern Süd-Sumatras, den größeren, kohlschwarzen Siámang und den kleineren braunen Úngko. Im Gegensatz zu der leisen, miefenden Stimme des Mawas zeichnet sich der Siamang durch die gewaltige Stärke seines eigenartigen Geschreies aus, die mächtigen Kehlsäcke, die aufgeblasen die Größe zweier Männerfäuste erreichen, geben eine vortreffliche Resonanz, so daß man das Geheul wohl über 4 Kilometer weit hören kann. Der Ungko hat viel melodischeren Gesang, aber da ihm die Kehlsäcke fehlen, ist seine Stimme längst nicht so weit vernehmbar. Die Gibbons sind Tiere des tiefsten Urwaldes, an ein Baumleben glänzend angepaßt, und in der Schnelligkeit ihrer Fortbewegung in den Bäumen liegt ihre Sicherheit, denn wehrhaft sind die Gibbons nicht, obwohl auch sie über ein kräftiges Gebiß mit starken Eckzähnen verfügen. Im Gegensatz zu den mit ungeheurer Körperkraft begabten, furchtlosen Mawas sind die schwachen Gibbons außerordentlich scheu und furchtsam und ergreifen bei Annäherung des Menschen oft schon auf weite Entfernung die Flucht, wobei sie gern in den Bäumen nach aufwärts streben und sich in den höchsten Wipfeln in Sicherheit zu bringen trachten. Mit ungeheurer Gewandtheit hangeln sie mit den überlangen Armen in mächtigem Schwunge weitausgreifend durch das Astwerk, schieben sich, rutschen durch das Gezweig, auf starken Ästen fast in Galoppsätzen, schießen in weiten Sprüngen von Baum zu Baum und bewegen sich so mit einer derartigen Geschwindigkeit vorwärts, daß es überaus schwer ist, auf der Erde gleichen Schritt mit ihnen zu halten. So ist es gar nicht so einfach, auf einen Gibbon zu Schuß zu kommen.

Der Ungko ist ein Frühaufsteher und läßt seine Stimme schon bei Sonnenaufgang erschallen; der Siamang hingegen wird erst später munter und wartet, bis der nächtliche starke Tau ein wenig abgetrocknet ist. Der Morgen und Vormittag sind die Zeiten, zu denen man sie häufiger zu Gesicht bekommt, Mittags sind sie schon seltener, während man am Nachmittag oder Abend nur sehr selten Gibbons antrifft; wie denn ja überhaupt alles Tierleben im Urwald in der Mittagshitze einzuschlafen pflegt und auch am kühleren Abend nur spärlich wieder erwacht.

Die Lebensweise der Gibbons ist allenthalben dieselbe, und stets und überall fand ich es bestätigt, daß sie streng monogam leben, ein ausgewachsenes Männchen, ein geschlechtsreifes Weibchen und die Jungen, nicht über drei, selten vier an Zahl, zusammen, so durchstreifen sie den Urwald familienweise, nomadisch, der Nahrungssuche nachgehend. Gelegentlich traf ich einzeln gehende Gibbons, vor allem Siamangs an, und soviel ich deren schoß, stets waren es junge Männchen. So meine ich, daß die geschlechtsreifen jungen Männchen sich von ihrer Familie abtrennen und allein den Urwald durchstreifen, bis sie ein geschlechtsreifes junges Weibchen antreffen, mit dem sie dann eine Familie gründen.

Es ist also die Einehe, die wir als die sittlich höchste Form menschlichen Lebens zu betrachten gewohnt sind, zugleich auch eine überaus primitive Lebensform; bei den Menschenaffen des Ostens ist sie allgemein. Aber wenn wir es recht überlegen, so ist das eine rein äußerliche Konvergenz. Der Mensch hat sich im Laufe von Jahrhunderttausenden unter Aufgabe der körperlichen Wehrhaftigkeit — nicht zu einem Kraftwesen, wie Mawas oder Gorilla, sondern — zu einem Gehirntier entwickelt und damit die Ausbildung der geistigen Funktionen sich als Entwicklungsziel gesteckt. Was er körperlich drangegeben hat, soll und muß der Geist ihm ersetzen, damit er den Kampf ums Dasein bestehen kann. Die Entwicklung mächtiger Eckzähne, starker Kaumuskulatur, gewaltiger Körperkräfte, die ihn wehrhaft machen im Kampf, hat der Mensch in der Vorzeit verschmäht — so ist er ja »Mensch« geworden! —, dafür setzte ihn das Gehirn instand, Waffen zu erfinden, Keule, Pfeil und Bogen, Lanze, Giftpfeile, die ihn mächtiger machten, als er sonst je geworden. Das Gehirn, die Denktätigkeit schuf ihm den Geist, schuf ihm die Seele. Das Leben erhielt ihm dadurch Werte, die dem Tiere fremd sind, der Mensch errang diese Werte sich selbst, sein Geist, seine Denktätigkeit stellte sich Aufgaben und suchte sie zu lösen — so schuf er sich eine Kultur, eine materielle und eine geistige Kultur. Nun ist das menschliche Leben nicht mehr dasselbe, wie das tierische Leben, Ernährung und Fortpflanzung sind die wesentlichen Lebensäußerungen des Tieres. Insoweit auch der Mensch Tier ist, kann er von diesen Betätigungen sich nicht befreien, aber als

Gehirntier ist er nicht mehr ihr willenloser Sklave, sondern erhebt sich über sie. Durch systematischen Anbau der Nahrungspflanzen macht er sich unabhängig und gewinnt Zeit für geistige Tätigkeit, er lernt die Natur überwinden. Kehrt er in den Bann der Natur zurück, so begibt er sich bis zu einem gewissen Grade seiner errungenen Freiheit, wie abhängig war ich doch im Urwald von den Sorgen der täglichen Nahrung! Ganz etwas Ähnliches gilt auch für den Fortpflanzungstrieb; beim Tier besorgt die Natur die Gattenwahl, indem sie die körperlich tüchtigsten begünstigt; unter ihnen findet wahllos, je nach der zufälligen Brünftigkeit, die Fortpflanzung statt. Die Leichtigkeit oder Schwierigkeit der Ernährung schafft Herdentiere oder einzeln lebende Tiere, der Urwald ist ein schlechter Wirt, so läßt er mancherlei Tiergruppen nur zu wenigen Exemplaren zusammenleben. Damit ist die Monogamie, das Zusammenleben eines Männchens und eines Weibchens, etwas Naturgegebenes, und indem die Menschenaffen und auch die ursprünglichsten Menschen monogam leben, tun sie es unter dem maßgebenden Zwange der Natur, der natürlichen Umgebung, des Urwaldes; die Monogamie ist die Form der geschlechtlichen Anspruchslosigkeit im Banne der Natur. Das ändert sich unter bequemeren Ernährungsverhältnissen, die das Zusammenleben größerer Mengen zuläßt. Je weiter die geistige Kultur fortschreitet, je höher damit der individuelle Wert des Menschen steigt, desto weniger genügt die reine körperliche Tatsache der Fortpflanzung als solche, desto größer wird das geistige Bedürfnis, desto höher die individuellen Anforderungen an die Person der Gatten; ein geistiges Zusammenleben, d. h. Ineinanderaufgehen, Miteinanderverschmelzen, Einanderergänzen, ist aber nicht in der Vielheit möglich. So ist die Einehe denn wieder die höchste Form menschlichen Zusammenlebens: sie ist rein körperlich das Anspruchsloseste, rein geistig das Anspruchsvollste.

Es war trübe geworden, der Himmel hatte sich bezogen, und Regen drohte; entsetzlich drückte die Schwüle, und Abkühlung war seit Mittag noch kaum eingetreten, noch abends 9 Uhr hatten wir 29° Celsius. Dabei näßte die Luft, mit

Feuchtigkeit fast gesättigt; trotz der leichten Nachtkleidung fühlte man sich schweißgebadet, und die feuchtheiße Schwüle legte sich beengend auf die Brust, daß man kaum atmen konnte. Entsetzlich zudringlich zeigte sich die Kleintierwelt, Mücken verschiedenster Art, zahlloses anderes kleines und kleinstes Getier, fliegend, kriechend, hüpfend, springend, krabbelnd: eine unendlich formenreiche zoologische Sammlung, die voll Bosheit und Dummheit oder Achtlosigkeit über einen herfiel, es biß und juckte und kribbelte und krimmerte allenthalben, in die Ärmel, in den Hals, unter die Jacke, in die Hosen, allenthalben drang das peinigende kleine Viehzeug ein — man konnte verrückt werden. An Essen war kaum zu denken, man verspeiste mit dem Reis zugleich eine artenreiche Kleinfauna. Man wird ja dagegen recht abgebrüht. Wenn nur nicht manche dieser kleinen Biester, wie z. B. die fliegenden Wanzen, einen so ekelhaften Geschmack gehabt hätten. Ein reiches Konzert ertönte durch die laue Nacht; die Grillen zirpten, und vielartige Zikaden trillerten und schrillten mit gellenden Stimmchen ringsum in den Bäumen. Dumpfer Eulenruf tönte aus der Ferne, und vielerlei geheimnisvolle Klänge unkten und hupten durch die Luft, ein Gecko, eine zierliche grüne, rotgetupfte Eidechse, ließ sein melodisches tŏk kĕ — tŏk kĕ vernehmen. Zahllos war die Menge kleiner Nachtschmetterlinge, die durch den Lichtschein schwirrten, an meinem nassen Badetuch sowie einem frischgeschossenen Affen, dem ich den Bauch aufgeschnitten hatte, um ihm den Embryo zu entnehmen, fing ich mit dem Giftglas in zwei, drei Stunden über 400 Exemplare in etwa 60 bis 70 Arten!

Endlich brach das Unwetter los, nachdem schon lange in der Ferne der Donner leise gegrollt hatte, nachdem seit Sonnenuntergang der Himmel unaufhörlich im Wetterleuchten aufgeflammt war. Sturm fegte heran, daß die Bäume ächzten und stöhnten, und das Laub sausend rauschte, hier und da hörte man krachend einen Baumstamm zu Boden schlagen. Ein blendender Blitz erleuchtete tageshell den schwarzen, wogenden Urwald, Donner zerriß die Luft, und schwere Tropfen klatschten auf das Dach meiner Hütte; im nächsten Augenblick brach ein Regen los, wie ihn nur die Tropen kennen: es war, als ob in

Fässern das Wasser über das Hüttendach ausgeschüttet würde. Undurchsichtig und grau die Luft ringsum, soweit der matte Schein der Lampe reichte, und wie ein dichter grauer Vorhang verbarg im schneidenden Licht der Blitze der niederbrechende Regen selbst die nächste Umgebung. Fast ohne Aufhören zuckte und flammte es, daß das Auge die Schwärze der Nacht nur desto schärfer empfand, unaufhörlich barst schmetternd der Donner dazwischen und rollte mit ohrenbetäubendem Krachen, und die Regenfluten trommelten unablässig auf das Hüttendach. Gewaltig ist ein Urwaldgewitter und mächtig sein Eindruck in dunkler Nacht. Wie klein, wie winzig fühlt man sich, hilflos im Toben der Elemente, im weiten, einsamen Rimba.

Kühl wird es, und ein Schauer rinnt durch die Glieder. Die warme Decke tut wohl. Unbehaglich ist's im nassen Urwald. —

Es hatte fast die ganze Nacht geregnet, und kalt brach der Morgen an, nur 21° zeigte das Thermometer, so daß man sich gern mollig in die warme Decke wickelte, bis der Morgenkakao kam. Das Flüßchen war mächtig geschwollen, und wenige Meter vom Lager rauschten die lehmgelben Fluten. Der Marsch ist heute sehr unbequem; nicht nur daß der ganze Urwald triefend naß: alle Bächlein, die sonst vielleicht knietief waren, brausen ausufernd wild dahin und sind recht unbequem zu durchwaten, so bin ich nach kurzer Zeit bis auf die Haut durchnäßt. Nasse Füße, nasse Hosen ist ja im Urwald etwas Selbstverständliches: bilden doch die Betten der kleinen Flüßchen die bequemsten Verkehrsadern, daher zog ich auch morgens immer das nasse gestrige Zeug wieder an — man gewöhnt sich dran! —, denn naß wird man doch sehr bald, und an Waschen ist im Urwald nicht viel zu denken; bei der ungeheuren Luftfeuchtigkeit, die nachts fast den Sättigungspunkt erreicht, trocknet alles unendlich langsam. Und Sonne dringt in den Urwald nicht hinein.

Gegen Mittag beginnt es wieder zu regnen, naß waren wir ja schon, aber doch ist es unerfreulich, wenn allmählich das Wasser einem am Körper allenthalben herunterläuft, vom regenschweren Tropenhut über Gesicht und Nacken sickert, wenn bleiche Nebelvorhänge alles verschleiern und nichts, was einen ablenken könnte, zu sehen ist. Eintönig plätschert der

Regen; in trübsinnigem Schweigen zieht einer hinter dem andern her, und die nassen Zweige klatschen eklig gegen die nassen Arme und Beine. Jetzt geht es durch eine Sumpfstrecke, bis an den Bauch pantscht einem die dunkle Brühe lauwarm um die Glieder, die Schuhe sinken tief in den weichen Schlamm, und der feine Ton preßt sich durch alle Ritze in den Schuh, und bei jedem Schritt fühlt man den weichen Brei durch die Zehen glibbern. Da schwindet das letzte Restchen von Urwaldpoesie, und man erkennt die nüchterne Wahrheit. Wie eng ist das Gefängnis! Die hochstrebenden Laubmassen, die für den Blick fast undurchdringlich sind, die sich auf allen Seiten um einen schließen, die sich eng über einem wölben und den Himmel absperren, die Sonne fernhalten, sie nehmen uns den Lebensraum. Wie dumpf, wie schwül ist es, Moderluft weht. Kein Sonnenstrahl dringt in das Gefängnis. Wie lange ist es schon her, daß ich die Sonne zum letztenmal über mir leuchten sah? Und schau ich Djinal und Dullah und Ripin an, wie bleich und gelb sind ihre einst in warmem Bronzeton glänzenden Gesichter geworden! Unbarmherzig kann sie wohl sengen, die glühende Tropensonne — aber doch, nur Sonne ist Leben! Und hier im Urwald? Ob der Himmel in Bläue strahlt, ob Wolken ihn verhängen, ich seh es nicht, das ahne ich nur in den schmalen Gäßchen, die größere Flüsse sich freihalten; nur dort leuchtet hoch oben zwischen den beengenden Baumgipfeln ein schmales, ach, nur zu schmales Himmelsband. All die Bäche und kleinen Flüsse, sie fließen in ewigem Dämmer dahin. Dämmer ringsum, kein Ausblick, Feuchtigkeit und Schwüle. In ewiger Lauheit verrinnt der Tag, die Nacht; kaum je sinkt das Thermometer unter 21—22°, kaum je steigt es über 28—29°. Die Fülle erdrückt, die Üppigkeit erstickt. Wie lähmendes Gift schleicht das Bewußtsein der Unentrinnbarkeit, des ohnmächtigen Ausgeliefertseins an die übermächtige Elementargewalt des Urwaldes in die Seele, ein Dämon, lauert er, wohin wir uns auch hilfesuchend wenden, wie in einem Spinnennetz gefangen zappeln wir, er bemächtigt sich unser und saugt uns die Seele aus. Und tiefe Sehnsucht überkommt uns nach Freiheit, nach Sonnenlicht, heraus, heraus aus dem Banne des Rimba!

Unentwegt plätschert der Regen, in langen Fäden rinnt er allenthalben von den Spitzen der Blätter. In trübsinnigem Schweigen ziehen wir dahin: Ripin voran, dann ich, dann die Träger. Ein Rauschen dicht vor uns läßt mich auffahren, gelblich schimmert's wie im Fluge durch das dichte Laub wenige Schritte voran und ist schon verschwunden. Ripin stockt, daß ich fast gegen ihn aufrenne: »Ein Tiger, Herr.« Ihm mag's in seinem nassen Lager ungemütlich geworden sein. Wie oft schon hatte ich Tiger so gesehen! Ein Rauschen, ein goldiger Schimmer — das ist alles. Oft war ich mit der Büchse gefolgt, nur einmal hatte ich etwa 200 Meter weiter ihn nochmals gesehen, an einem kürzlich gestürzten Baumstamm, drüben stand er zurückblickend — einen winzigen Augenblick, dann war er verschwunden. Bei Hirschen, bei Schweinen, die man unversehens im Urwald hochmacht, hört man das harte Schlagen der Läufe; der Tiger ist geräuschlos — ein leises Rauschen der Blätter, und fort ist er.

Immerhin waren die Lebensgeister geweckt, der Tiger interessiert den Eingeborenen immer. So wurde auch Ripin gesprächig. Der Tiger genießt hohes Ansehen bei den Eingeborenen, man nennt ihn Radja oder Tuan (Herr), oder Bäpa (Vater), Nĕne (Großvater) oder auch Äbang (älterer Bruder); auch im Gespräch wird er häufig so genannt, und nie wird ein Buschmalaier respektlos von ihm sprechen. Im großen ganzen ist der Tiger nicht gar zu gefährlich, über Tage weicht er dem Menschen fast immer aus, erst am späteren Nachmittag oder bei Dunkelheit wird eine Begegnung peinlich. Gefährlich ist der Tiger, wenn er Hunger hat oder verwundet ist, dann reizt ihn alles zu rasender Wut. Fast täglich merkt man im Urwald irgendwie Anzeichen seiner Anwesenheit, aber selbst in tigerreichen Gegenden ist ein Zusammentreffen mit ihm, daß man sich Auge in Auge gegenübersteht, recht selten. Ich habe viele alte Eingeborene und Jäger gefragt, in mehrere Jahrzehnte langem Leben hatten sie wenigemal, selten öfter als ein halbdutzendmal einen Tiger wirklich richtig und gut gesehen. In den großen Siedlungsgebieten Sumatras und Javas sterben wohl die Menschen fast alle, ohne je einem Tiger im Freien begegnet zu sein. Der Tiger ist eben Nachttier, der

Mensch aber Tagtier, so bekommt wohl umgekehrt auch der Tiger nur recht selten Menschen zu Gesicht. Über Tag ist er selbst scheuer und weniger angriffslustig, nachts sieht auch er undeutlicher und mag den an Wuchs hohen Menschen überschätzen und infolgedessen nicht ohne weiteres angreifen. Tatsache ist jedenfalls, daß der Tiger den Menschen, wenn er springt, überspringt und der Angegriffene fast stets mit ein paar Tatzenkratzern davonkommt: augenscheinlich hat die sprungbereit am Boden kauernde Katze vom Menschen den Eindruck eines großen, hohen Tieres, dem sie angreifend auf den Rücken springen will, und sie ahnt bei ihrer Unerfahrenheit dem Menschen gegenüber nicht, daß — in des Wortes verwegenster Bedeutung — nichts dahinter ist. Wenn ein Tiger einen Menschen ungereizt anfällt, so macht er das meist so, daß er ihn vorbeigehen läßt, sich dann auf den Hinterpranken aufrichtet und dem Menschen von hinten das Genick durchbeißt. Aber mir sind nur verhältnismäßig wenig Fälle bekanntgeworden, daß Menschen Tigern zum Opfer gefallen sind. Dagegen holt der Tiger oft Rinder, Ziegen und vor allem auch Hunde, dadurch wird er häufig sehr lästig, so daß die Eingeborenen zur Rache veranlaßt werden. Alte Tiger verfügen über eine ungeheure Kraft, und ich habe selbst — mit wohlerhaltenen Fährten und Eindrücken — einen etwa 2 Meter hohen Zaun gesehen, über den zwei Nächte vorher ein starker Tiger mit einem einjährigen Rind gesprungen war; er hatte es augenscheinlich im Genick gepackt und sich über die Schultern gelegt. Gegen lästige Tiger baut der Eingeborene große Kastenfallen mit einem lebenden Hund oder einer Ziege als Köder, deren nächtliches Angstgeschrei den Tiger anlockt. Oft hilft schon die Tatsache der Falle. Das Dorf Tandjong Beringin hatte seit Monatsfrist jeden Abend Tigerbesuch erhalten, da stellten die Leute eine Falle auf, und seit dem Tage — als ich durchkam, war es über eine Woche her — war der Tiger verschwunden.

Ripin erzählte mir, wie hier gelegentlich von beherzten Leuten die Tigerjagd ausgeübt wird: Hat ein Tiger ein Stück Vieh geholt, so suchen zwei gewandte Leute ihn in seinem Lager. Sie gehen vollständig nackt und sind jeder mit zwei langen, scharfen

zweischneidigen Krisen bewaffnet, in jeder Hand einen. Haben sie ihn gefunden, so gehen sie ihn gemeinsam an und führen mit lautem Geschrei wilde Tänze vor ihm auf, um ihn zu reizen, der Tiger duckt sich zum Sprung. Die Jäger tanzen vor ihm in ruhelosen Sprüngen herum, und jeder sucht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, so daß der Tiger, der die Gelegenheit zum Sprunge erspäht, hin und her blickend verwirrt wird. Wild tanzen sie und suchen dem Tiger dabei in den Rücken zu kommen, so daß sie ihn allmählich zur Verteidigung drängen. Der Tiger wird unruhig: muß er doch ständig aufpassend hin und her rutschen. So treiben es die Jäger so lange, bis sich endlich einem die Gelegenheit bietet, in raschem Sprung von hinten dem Tiger den Kris in das Herz zu stoßen. Diese wilde Jagd soll eigentlich stets zu gutem Ende führen. Wenn man einmal die unendlich große Gewandtheit mancher Malaier im Tanz und den Tanzkämpfen gesehen hat, erscheint diese Jagdart kaum noch besonders seltsam.

Auf einfache Art, so erzählte mir ein andermal das Dorfhaupt eines einsamen Urwalddorfes, läßt sich der Tiger leicht erbeuten. Der Wechsel des Tigers wird mit großen Blättern belegt, die mit zähem leimartigen Guttaperchasaft bestrichen sind, in der Nähe legen sich Jäger auf die Lauer. Wenn der Tiger kommt, so bleiben die Blätter ihm an den Pranken kleben. Er sucht sie sich abzuwischen, aber sie bleiben nun am Fell sitzen, je mehr der Tiger herumtritt, desto mehr Blätter backen ihm an, und je mehr er sich müht, sich zu befreien, indem er mit Kopf und Schnauze die Blätter abstreifen will, desto schlimmer wird es, überall kleben Blätter. Der Tiger wird rasend und wälzt sich schließlich wutschnaubend auf der Erde herum, um sich zu befreien, aber nur desto mehr Blätter klebt er sich an, und schließlich verklebt er sich den ganzen Kopf, die Augen und bleibt endlich brüllend vor ohnmächtiger Wut still liegen. Jetzt schleichen sich die Jäger an und töten ihn mit leichter Mühe. Als ich diese Geschichte hörte, brach ich in schallendes Gelächter aus. Der Riau war furchtbar beleidigt, mit Mühe nur konnte ich ihn beruhigen und erklären, daß ich so gelacht hätte, weil diese selbe Methode in einem Kinderbuch gestanden, das ich als kleiner Junge daheim gelesen hätte. Mit feierlichem Ernst

versicherte mir der Riau, daß es buchstäblich wahr sei. Und wirklich, wenn man sich die Eigenart der Katzen überlegt, sich zu säubern, abzulecken, so wird die Geschichte weniger unglaublich. Bei uns würde man sie ja ohne weiteres als Jägerlatein bezeichnen.

Das Schwatzen half über die Zeit, und als wir endlich triefend vor Nässe im strömenden Regen die Hütte erreicht und uns trockene Sachen angezogen hatten, kam die Lebenslust wieder. Um so schöner war es nun am wärmenden Feuer. Ein Becher Kaffee durchglühte die verklammten Glieder, und während draußen tiefe Nacht sich über den regenschweren Urwald legte, plauderten wir weiter vom unerschöpflichen Thema, dem Tiger. Der Tiger belebt die Phantasie des Buschmenschen, und wie bei uns in der Sage es Menschen gibt, die Wolfsgestalt annehmen, so kennen die Malaier den Orang tjindáku, den Tigermenschen. Es gibt Menschen, die sich in Tiger verwandeln können und dann als Tiger nächtlich auf Raub ausgehen, Menschen überfallen und auffressen. Solche Leute bezahlen nur mit Staubgold, man erkennt sie daran, daß sie auf der Oberlippe kein Grübchen haben. Sie sind natürlich ebenso verhaßt wie gefürchtet, und wie mancher arme Mensch mit derartigem Geburtsfehler mag schon sein Leben haben lassen müssen. So jemand kann sich nach seinem Willen verwandeln, er geht dann abends, wenn alles schläft, fort in den Wald, nimmt Tigergestalt an und bleibt raubend draußen. Morgens aber finden ihn seine Genossen wieder schlafend in der Hütte, man merkt ihm nichts an, nur müde und verschlafen ist er. So ist es leicht schon verdächtig, wenn jemand morgens übernächtig ist und nicht aufstehen will. Auch die nächsten Angehörigen wissen es nicht, daß ihr Bruder, ihre Frau ein Tigermensch ist. Nur selten zumeist gehen solche Leute als Tiger in den Urwald. Unter gewissen Bedingungen aber müssen sie Tigergestalt annehmen, so z. B. wenn ihnen jemand auf den Kopf zusagt, daß sie Tigermenschen seien. Aber das ist ein sehr gefährliches Unterfangen, denn der Tiger Gewordene fällt den anderen sofort an, so daß er seinen Vorwitz mit dem Tode büßen muß.

»Es war einmal eine verheiratete Frau, die sich oft in einen Tiger verwandelte. Sie lebte im Dorf Menángo am Kómering-Fluß

mit ihrem Ehemann zusammen. Wenn ein warmer Regen niederging, dann schlich sie ganz allein in den dichten Urwald und wurde zum Tiger, sie fing Tiere und fraß sie auf. Und wenn sie satt war, kehrte sie heim und wurde wieder Mensch. Aber die Dorfleute wußten darüber noch nicht genau Bescheid, sondern hatten nur Argwohn, weil immer, wenn sie fort war, viele Ziegen, Hunde und Kälber vom Tiger gerissen wurden. Eines Tages nun ging die Frau mit ihrem Mann auf das Feld, und zwar ging der Mann vorn und die Frau hinter ihm. Ungefähr halbwegs kam ein warmer Regen, und der Mann ging schnell, um nicht naß zu werden. Dicht vor der Ladang (d. h. dem gerodeten Feld) sah er sich um, aber seine Frau war nicht zu sehen. Da wurde es ihm unbehaglich zumute, und er ging zurück, nach den Fußspuren seiner Frau zu suchen, denn er wollte wissen, wo sie hingegangen sei. Er suchte und fand die Spuren seiner Frau bereits verwandelt und aneinandergefügt mit Tigerspuren. Da wurde es ihm klar, daß seine Frau wirklich ein Tigermensch sei. Eiligst lief er heim und erzählte seinen Dorfgenossen, daß seine Frau zum Tiger geworden sei, während sie gemeinsam zum Felde gingen. Sieben Tage später kehrte die Frau zurück, die nun wieder Mensch geworden war. Und das ist die Geschichte.« So schließt der malaiische Bericht, leider fehlt wieder die eigentliche Pointe, was nun weiter geschah.

Eine wirklich sehr niedliche Geschichte von Tigermenschen erzählte Dullah. »Bei Muára dúa am Kómering-Fluß lebte ein Kaufmann, der mit Sárongs (Hüfttücher), Kopftüchern und anderen schönen Stoffen in den Dörfern herumzog, um sie daselbst an die Dorfleute zu verkaufen. So war er weit im Lande herumgekommen und kannte jedes Dorf und jeden Weg. Eines Tages begab er sich wieder mit einer großen Menge kostbarer Stoffe auf die Reise und kam in die Nähe des Ranau-Sees, und hier am Fuß des Berges Pematang Agung (d. h. etwa Geisterberg) fand er auf einmal mitten im Urwald einen breiten, schönen Weg, den er noch nicht kannte. Er war sehr erstaunt und meinte, dieser Weg müsse zu Dörfern führen, die ihm noch unbekannt seien, und weil der Weg so gut und breit war, müßten es große, reiche Dörfer sein. Er wunderte sich zwar sehr, daß ihm diese bisher entgangen sein sollten, aber die Hoffnung, ein

gutes Geschäft zu machen, ließ ihn den neuen Weg einschlagen. Weiter und weiter führte der Weg mitten durch tiefen Urwald, und er war schon viele Stunden gegangen, ohne an ein Dorf oder auch nur eine Ladang zu kommen. Ihm war das zwar merkwürdig, aber er ging weiter, meinte er doch, daß nun das Dorf ganz nahe sein müsse. Der Abend kam, und endlich, als es fast schon finster war, sah er einsam ein großes Haus stehen, und weil weit und breit keine Hütte war, dünkte es ihn am besten hier um Aufnahme für die Nacht zu bitten, obwohl er ganz fremd war. Er stieg die Leiter hinauf, fand aber niemand zu Haus, als ein altes Mütterchen. Er bat sie, ihm Nachtquartier zu geben, aber ängstlich hieß sie ihn weiterziehen. Er sagte, wie er denn weitergehen könne, da die Nacht hereinbräche und rings weiter Urwald sei, der von Tigern wimmele. Wenn er hier nicht bleiben dürfe, sondern zurück in den Urwald müsse, würde er sicher von Tigern aufgefressen werden. Er bat so lange, bis das Mütterchen endlich einwilligte. »Aber«, sagte sie, »auch hier im Hause bist du nicht sicher, denn mein Mann und meine Brüder und meine Söhne sind Tigermenschen. Und wenn sie dich hier finden, so fressen sie dich sicherlich auf.« Da bekam der Kaufmann einen gewaltigen Schreck und fürchtete sich sehr. Aber das Mütterchen versprach ihm, ihn sehr gut zu verstecken, und wies ihm einen Platz ganz oben im Haus unter dem Giebelbalken an. Dort solle er ganz still liegenbleiben und sich nicht rühren, was er auch sehen und hören würde. Der Kaufmann versprach und übergab der Alten seine Waren und bat sie, davon, wenn möglich, für ihn zu verkaufen. Nicht lange lag er in seinem Versteck, da hörte er Stimmen, und der Mann und die Brüder und die Söhne der alten Frau traten in das Haus. Kaum aber waren sie eingetreten, da schnüffelten sie in der Luft herum und riefen zur Alten: »Hier ist ein Mensch verborgen, gib ihn uns heraus, daß wir ihn fressen können.« Sie bestritt es lebhaft, daß ein Mensch im Hause sei, aber die Männer beruhigten sich nicht, sondern suchten im Haus herum und sagten, sie röchen, daß ein Mensch da sei. Da sagte die Alte: »Wenn es nur das ist! Vor einer Viertelstunde war ein Kaufmann hier mit schönen Stoffen, die wollte er verkaufen. Nach dem wird es wohl noch riechen. Als er

hier niemand antraf, ist er fortgegangen, um im Walde auf einem Baum zu schlafen. Die Stoffe aber hat er dagelassen, um sie euch zu verkaufen. Morgen will er wiederkommen und sich sein Geld holen.« Da wurden die Männer zornig, daß sie den Kaufmann hätte fortgehen lassen und sie so um das Mahl kämen, und nur mit Mühe gelang es der Alten, sie zu beruhigen, indem sie ihnen die kostbaren Stoffe zeigte, um die sich nun die Männer stritten. Nachdem sie dieselben geteilt und mit Goldstaub bezahlt hatten, gingen sie fort in den Wald, ob sie nicht den Baum ausfindig machen könnten, auf dem der Kaufmann übernachtete, daß sie so seiner doch noch habhaft würden. Als der Morgen graute, schlich die Alte hinauf zu dem Kaufmann und hieß ihn von dannen gehen, ehe ihre Leute wiederkämen, die jetzt als Tiger im Urwald auf Beute jagten. Sie händigte ihm einen Beutel voll Goldstaub als Kaufpreis ein und wies ihm genau den Weg, den er gehen solle, um unbehelligt von dannen zu kommen. Froh eilte der Kaufmann davon, mit heißen Dankesworten für das alte Mütterchen, glücklich, der schweren Gefahr entronnen zu sein. Als die Sonne hoch stand und er somit in Sicherheit war, öffnete er den Beutel voll Goldstaub, und siehe, der Wert war das Hundertfache des Wertes der Stoffe, da frohlockte er des hohen Gewinnes und wanderte vergnügt der Heimat zu. Wie er nach Hause kam und seinen Angehörigen von dem Abenteuer erzählte, da wollte es ihm niemand glauben, obwohl er den Goldstaub zeigte. Nach längerer Zeit, als die Schrecken der Nacht in seiner Erinnerung etwas verblichen waren und er nurmehr des hohen Gewinnes gedachte, führte ihn die Habsucht dazu, nochmals zu versuchen zum Haus der Tigermenschen zu gehen. Er nahm also noch mehr und noch schönere Stoffe und machte sich auf den Weg. Aber als er am Fuß des Pematang Agung an die Stelle kam, wo damals im Urwald der schöne breite Weg sich abgezweigt hatte, war der Weg verschwunden, und obgleich der Kaufmann tagelang suchte und den ganzen Wald der Umgegend abstreifte, war es ihm ganz unmöglich, eine Spur des Weges wiederzufinden.«

Die ganze Art der Geschichte, der Aufbau, selbst die Art der Erzählung erinnern derart an unsere Märchen (vom Klein-

Däumling u. a.), daß man zweifellos den indischen Kultureinfluß erkennt. Wie wenig hat der Islam diese Menschen doch geistig beeinflußt. —

Am andern Morgen fand ein Kuli am anderen Ufer des Flüßchens frischen Ausbruch eines Tigers; der Tiger hat die Gewohnheit — wie ja bisweilen auch die Hunde —, einige Zeit nach der Mahlzeit Blätter und hartes Gras zu fressen und es dann mit den unverdaulichen Resten der Mahlzeit wieder auszubrechen. Dies schleimige Gewöll war ein mehrere Fäuste großes Paket: zwei tellergroße Fetzen Hirschhaut und eine ganze Menge harter Knochenstücke in Schleim und harte Pflanzen gehüllt. Ein eigenartiger Gedanke: während wir spät nachts in der Hütte saßen und von Tigermärchen plauderten, stand zwanzig Schritt von uns im dunklen Urwald am Wasser ein Tiger und brach keuchend die Reste seiner Mahlzeit aus.



URMENSCHEN

Seit Tagen Regen und immer wieder Regen, bald in heftigen Güssen, denen kurzdauernde Aufklärung folgte, bald in endlosem Gepladder, die Bäche geschwollen, allenthalben große Pfützen und Tümpel, und breite tiefe Sumpfstrecken. Alles naß und modrig, wie Nebel hing es in den Zweigen, und stickiger Moderduft erfüllte den Wald. Im Lager alles klamm und feucht, die Handtücher, die Anzüge, die Wäsche, das Badetuch blieb naß — zum Baden hatte man überhaupt keine Neigung mehr, und selbst die Malaier, die sonst sich morgens und abends in das Flüßchen stürzten, waren unlustig dazu. Das Leder war weiß von Schimmel, alles Eisenzeug rot von Rost. Eine ungesunde Atmosphäre, und Chinin schluckte fast jeder. Auch ich fühlte mich unpäßlich, eklig, fiebrig, und es kostete eine beträchtliche Energie, sich zur Arbeit aufzuraffen. Wir hatten den Urwald gründlich satt.

Froh war ich, als endlich wieder eine Besserung eintrat und als ich gar mein Lager an das Ufer eines recht stattlichen Flusses verlegen konnte, wohl 30 Meter breit war das Tal, und licht öffnete sich in schmalem Bande der Himmel. Ein wenig Freiheit flutete immerhin herein.

Schon mehrere Wochen waren wir jetzt im Rimba gewandert und hatten, abgesehen von ein paar erbärmlichen Kubus, keine Menschenseele im unermeßlichen Urwald gesehen, um so erstaunter war ich, als uns unterwegs unvermutet ein halb Dutzend Menschen entgegenkamen. Sie stockten, und auch wir stockten, seltsam fühlte ich in mir ein unwillkürliches Gefühl der Feindseligkeit aufsteigen, als Feinde empfand ich sie im Unterbewußtsein — und es waren harmlose Buschmalaier. Seltsam, seltsam! Aber so ist's immer: wenn man lange in menschenleeren Gegenden gewandert ist und unvermutet Menschen begegnet, nicht Freude ist das erste Gefühl, sondern Mißtrauen, fast Feindseligkeit; beim Europäer schwingt es als schnell verschwindender Unterton mit, aber beim Eingeborenen ist das Gefühl stärker, und besteht überhaupt die Möglichkeit, daß es wirklich Feinde sein könnten, so wird ihm das Gefühl überstark. Der Unbekannte ist Feind! Ich habe mehrfach meine Begleiter

nur mit Mühe davon abhalten können, sofort zu schießen. Das ist die Unfreiheit des Urwaldes, die Isolierung und Absperrung, der Kampf aller gegen alle. Fremd und feind wird dasselbe. So denkt der primitive Urwaldmensch, und im Blute liegt ihm dies Urwaldgefühl, so denkt der Naturmensch überhaupt.

Es waren Malaier vom oberen Rawas-Gebiet, die ihrer acht vor mehr als einem Monat hinausgezogen waren, im weiten Rimba die wertvollen Buschprodukte zu sammeln, vor allem Kautschuk und Guttapercha. Jetzt wollten sie heim, ihrer sechs waren es noch, einer war von einem Baum erschlagen worden, ein anderer am Fieber gestorben. Wie sahen sie aus! Graugelb und blaß die Gesichter, abgemagert die Körper, verschmutzt und zerschlissen die Kleidung — der Urwald hatte sie gezeichnet. Viel erzählten sie von ihrem mühseligen Leben und, was mir besonders interessant, vorgestern hatten sie eine Kubufamilie getroffen; genau beschrieben sie den Ort. Seit zwei Tagen war ihnen der Reis ausgegangen, so daß sie froh waren, als ich ihnen ein wenig aushalf. Dann zogen sie weiter ihres Weges. —

Die Sonne sinkt, die Hitze hat nachgelassen, wir streben dem Lager zu. Nur mit Ripin und Dullah war ich fortgewesen, denn weit wollte ich, Kubus suchen, von denen gestern die Guttasucher berichtet hatten. Es war vergeblich gewesen; wir hatten mehrfach an verwelkten gebrochenen Zweigen die Wegspuren gefunden, wo Kubus sich ihren Pfad durch das Dickicht gebrochen. Aber von Kubus, von Lagerresten — nichts. So waren wir umgedreht. Vor uns funkelt die Sonne durch das Laub: ein etwa 30 Meter breiter Fluß öffnet sich, und strahlend glitzert die Sonne auf dem Wasser. Eben setze ich meinen Fuß ins Wasser, es zu durchwaten, da fällt mein Blick nach rechts, und gebannt bleibe ich stehen — ein Tiger! Eine lange, breite Geröllbank begleitet drüben das Ufer, hohes Riedgras kränzt den Urwald. Vom Fluß her kommt ein Tiger und schreitet dem Urwald zu. Wie feuriges Gold glänzt sein glattes Fell im Sonnenbrand; wuchtend setzt er die starken Vorderpranken in ausgreifenden Schritten vor, und wippend und wiegend gleitet der kraftstrotzende Körper, von den sehnigen Hinterpranken in eleganter Rundung geschoben. Der mächtige Kopf

ist vorgestreckt, und unmutig zuckend läßt er die Lefzen hängen, den Rachen leicht geöffnet. So schreitet er federnd dahin; jede Bewegung ist verhaltene Kraft und, so lässig er die Pranken hebt, jede Sehne ist Stahl. Jetzt hat er das Ried erreicht; ein morscher Baumstamm liegt da. Mit elastischem Schwung hebt er die linke Pranke darauf und richtet sich hoch, stolz reckt er das Haupt, und eisigen Blickes schaut er zurück. Unwillkürlich halte ich den Atem an; es ist ein Bild von hinreißender Schöne. Wie aus Erz steht er da, unbeweglich, nur ganz leise regt sich der Schwanz zur Seite. Ein Herrscher, bewußt seiner unbesieglichen Stärke, furchtlos, bereit zu zerschmettern, wer sich nicht beugt — der König des Urwaldes, goldig gleißend im Glanze der Sonne. Wohl eine Minute — dann tritt er zurück und verschwindet leuchtend im hohen Ried. Wilde Schönheit! Herrliche Bestie! Dich liebt die Natur, daß sie dich so schön machte!

Zum Schießen ist es zu weit; schade!

Die Eingeborenen behaupten, man sehe es einem Menschen noch stundenlang an, wenn er einem Tiger begegnete, er sei versonnen und in sich gekehrt, seine Augen leuchteten oder aber schauten grau in bleichem Entsetzen. Ich kann mir denken, daß sie recht haben.

Am frühen Morgen ein interessantes Schauspiel. Schon längere Zeit tönte Siamanggeheul vom jenseitigen Ufer zu uns herüber; es mußten mehrere Familien sein, denn in leidlicher Ferne tönte es ebensowohl von rechts als auch von links. In eigenartiger Resonanz hallte der ganze Urwald in schier taktmäßigem leisen Dröhnen wider. Allmählich näherte sich der Gesang von links her mehr und mehr und schien schließlich recht nah zu sein, ich überlegte schon, ob ich versuchen sollte mich anzuschleichen. Auf einmal tauchten in einer hohen, alles überragenden ziemlich lichten Baumkrone Siamangs auf, erst ein großer — bedächtig hielt er Umschau, dann ein kleinerer, endlich noch ein großer und ein kleiner. Deutlich konnte ich sie mit dem Glase beobachten, singend hingen sie in den Zweigen oder schwangen sich laut heulend von Ast zu Ast. Eine kurze Weile tiefe Stille und Ruhe, dann begann das Spiel von neuem. Ich beobachtete voll Interesse. Mittlerweile näherte sich auch von rechts her

das Geschrei, bald klang es nah, ganz nah, und die beiden Konkurrenzkonzerte tönten durcheinander, ineinander. Gespannt beobachtete ich auch nach rechts, flußabwärts. Das Geheul hier erschien mir kaum noch weiter als das andere. Nach einem Weilchen eine Bewegung in einem Baum etwa 100 Meter flußabwärts — alles still —, jetzt ein schwarzer Fleck. Es rauscht etwas näher im Laub — deutlich sehe ich einen Siamang sich durch eine kleine Laublücke schwingen. Schon ist nichts mehr zu sehen, aber der Gesang tönt weiter. Wieder etwas näher rauscht's im Laub, und zwei schwarze Körper werden für einen kurzen Augenblick sichtbar. Kein Zweifel — die Familie nähert sich unter lautem Gesang der ersten. So geht es weiter, mit Unterbrechungen. Jetzt steigt die zweite Familie gleichfalls hoch in die Kronen, nun kann man sie besser sehen. Ihrer fünf sind es, zwei große, zwei halbwüchsige und ein noch recht kleines, das aber recht tapfer folgt. Der eine große, wohl das alte Männchen, ist voran. Binnen wenigen Minuten sind sie nun bei der ersten Familie, und im nächsten Moment wudelt alles mit lautem Gesang durcheinander. Ich versuchte wenigstens die großen Tiere auseinanderzuhalten, es hätte mich interessiert, ihr Verhalten zueinander zu sehen, aber vergebens — so licht ist die Krone doch nicht. Es war ein lebhaftes Spiel, man sah wohl mal hier und da zwei Tiere sich einander nähern, auch einen Augenblick beieinander bleiben, aber welche Tiere es waren, ob es etwas anderes als Zufall war — darüber ließ sich kein Eindruck gewinnen. Dies Spiel, dies gemeinsame Konzert dauerte wohl eine Viertelstunde, dann trennten sich die Familien wieder, die fünf Siamangs kamen denselben Weg zurück, die anderen vier verschwanden nach der anderen Seite. Das Geheul entfernte sich immer weiter voneinander, man hörte es wohl noch eine halbe Stunde, schließlich ganz fern. Dann verschwieg es. Ich hatte mich wohl gehütet, irgendwie die Affen zu stören, der ganze Vorgang war mir in seiner Entwicklung viel zu interessant.

Später habe ich noch einigemal — einmal sogar bei drei Familien im Gebirge — Gelegenheit gehabt, derartige »Besuche« zu beobachten, aber im ganzen doch sehr selten, zuviel günstige Umstände, vor allem freie Sicht, müssen zusammentreffen. Bei

solchen Besuchen mögen dann auch neue Familiengründungen zustande kommen.

Spät war es so geworden, als ich mich zum Fortgehen rüsten konnte — und ich sollte nicht weit kommen, wenige hundert Meter waren wir gegangen, da steht an einer Biegung plötzlich ein nackter Wilder uns gegenüber. Erschrecken malt sich in seinem Gesicht, und schon will er ins Gebüsch springen. Aber Ripin weiß sich mit ihm zu verständigen, eine Handvoll Tabak bleibt nicht ohne Eindruck. Voll Scheu betrachtet er mich, den geheimnisvollen weißen Mann. Ich mag ihm ein unfaßbares Schreckgespenst gewesen sein, er hält sich in sicherer Entfernung. Ripin spricht mit ihm mir ziemlich unverständliche Worte. Endlich gelingt es, den Kubu dazu zu bringen, uns ins Lager zu folgen. Ganz eigenartig sieht er aus, ganz unmalaiisch — die Hautfarbe ziemlich dunkel gelbbraun mit einem ausgesprochen aschgrauen Ton, die Augen groß, die Nase etwas knubblig, das dunkle Haar stark wellig, fast lockig. Er starrt vor Schmutz am ganzen Körper, man könnte stellenweise ganze Krusten abheben. Jeder Malaier badet täglich mindestens einmal und ist unglücklich, wenn er mal nicht dazu kommt, dieser Kubu hat augenscheinlich in seinem ganzen Leben noch nie freiwillig gebadet.

Unser Lager wird dem Kubu nicht sehr imponiert haben, höchst primitiv sieht es ja aus. Desto begehrlicher ruhten seine Augen auf den mannigfachen kleinen Gebrauchsgegenständen, und eine leere Konservenbüchse machte ihn glücklich, liebevoll betrachtete er seinen neuen Schatz immer wieder. Die Unterhaltung war etwas schwierig, aber schließlich bekamen wir heraus, daß sein »Dorf« etwa 2 bis 3 Stunden flußaufwärts läge und daß er dort unweit des Flusses mit seinem Bruder, seiner Mutter und zwei jüngeren Schwestern hause. Hinführen wollte er uns nicht; dagegen war er gegen Versprechen vieler »wertvoller« Geschenke bereit, sie am nächsten Morgen in unser Lager zu bringen. Hoffentlich hält er Wort, um seinen guten Willen zu bestärken, versprach ich ihm noch extra ein großes Kappmesser. Am nächsten Tage kamen sie natürlich nicht, und ich wartete vergebens, aber am übernächsten Morgen waren sie schon früh da, eine eigenartige Gesellschaft. Den Bruder zwar hätte man ganz

gut für einen schmutzstarrenden Orang Rimba (d. h. Buschmalaier) halten können, einen von jenen Malaiern, die in wochen- und monatelangem Buschleben die Produkte des Urwaldes, Palmrohr, Kautschuk, Guttapercha usw., sammeln, um sie dann an fahrende Händler zu verkaufen, auch sie bieten das Bild primitiver Urwaldkultur, wie bei uns vielleicht die Köhler. Die Mutter aber und die beiden Schwestern machten trotz ihrer Sonntagstracht einen seltsamen Eindruck, krause dunkle Locken umrahmten die recht niedlichen Gesichter der beiden Mädel, während langgelockt der Mutter das ungekämmte Haar wirr um Kopf und Schultern hing, derselbe rauchige Farbton der Haut, große dunkle Augen, deren Iris deutlich einen bläulichen oder grünlichen Schimmer hatte, dazu eine kleine, dicke Stumpfnase. Das kleine Mädel ging nackt, das größere, grad zur Reife erblühende, und die alte Mutter hatten einen schmutzigen Lappen um die Hüften, der etwa bis zum Knie herabreichte. Die beiden erwachsenen Brüder trugen aus Baumrinde hergestellte handbreite Binden um die Hüften und zwischen den Schenkeln hindurchgezogen. Dieser tschelắwot ist Urwaldtracht, nicht aus Schönheitsgründen oder aus Schamgefühl ist die Kleidung im Urwald erfunden, sondern lediglich als Schutz der empfindlichen Geschlechtsteile gegen Dornen, spitze Äste und — Blutegel. So ist denn diese Lendenbinde nichts für die Kubus Charakteristisches, sondern findet sich allenthalben auch bei den primitiven malaiischen Urwaldvölkern Borneos, der Philippinen usw.

Überhaupt mit den Schönheitsbegriffen und dem Schamgefühl ist das so eine eigene Sache, das ist lediglich Anschauung und Gewohnheit. Wir übertragen zu leicht unsere eigenen, uns von Eltern und Lehrern seit kleinauf beigebrachten Begriffe auf die übrige Welt; es gibt nichts Unsinnigeres. Jedes Klima, jede Rasse, jede Kultur hat ihre Eigenbegriffe und hat damit genau so recht, wie wir für uns. Schön wird das Eigene empfunden, häßlich das Fremde. Ich habe einmal im malaiischen Theater, der sogenannten Komedi stambul, ein Stück gesehen mit Feen und Zauberern; da sangen die guten Menschen und Geister nach den althergebrachten Melodien, die bösen aber hatten weiß geschminkte Gesichter mit spitzen Nasen und sangen

europäische Melodien, und nach den Klängen des »Wir winden dir den Jungfernkranz —« verkündete der böse Zauberer seine schwarzen Pläne. Wir finden eine Reihe perlweiser Zähne im Munde schön, der Malaier häßlich »wie Hundezähne« —, er feilt sie ab und schwärzt die Stümpfe mit Betelkauen, schwarze Zahnstümpfe sind wieder für unser Empfinden abstoßend häßlich. Die Kleidung ist ein Kind des Klimas und hat mit dem Schamgefühl und ästhetischen Empfinden nicht das leiseste zu tun, das ist alles erst später gewohnheitsmäßig hineingetragen. Der Eskimo hüllt sich ganz in Pelze und läßt nur grade Augen, Mund und Nase frei und ist doch nicht schamhafter als wir, in der Hütte gehen beide Geschlechter nackt. Oder hat er vielleicht doch ein unberührteres Schamgefühl, das an der Nacktheit an sich nichts findet? Liegt nicht in ahnungsvollem Verhüllen oft eine viel größere Schamlosigkeit? Feuchtheiße Schwüle läßt Kleidung als Irrsinn erscheinen, brennende trockene Hitze wieder erfordert Schutzbedeckung des Körpers. Wenn die Missionare den von ihnen Getauften lange Hemden anziehen, so ist das für ein feuchtes Tropenklima eine ganz unsinngemäße Maßnahme, die den Anforderungen des Klimas widerspricht, unsinngemäß auch insofern, als es ja auch bei uns für wenig anständig gilt, sich im Hemd in der Öffentlichkeit zu zeigen. Das Endergebnis ist also bei Licht besehen lächerlich. Die Wirkung ist auch bei den Eingeborenen völlig verfehlt, mit Schamgefühl oder Schicklichkeit hat in ihren Augen die Kleidung nicht das leiseste zu tun. Der Europäer, der unbestrittene Herr, der unzweifelhaft ein Mensch höherer Ordnung in ihren Augen ist, geht ganz bekleidet, also ist die Kleidung ein Zeichen höheren Ranges und daher ihrer Eitelkeit erstrebenswert. So zieht sich der nackte Wilde mit Wonne irgendein europäisches Kleidungsstück an, setzt sich einen europäischen Hut — auch einen Zylinder oder schwarzen Filzhut — auf, und sei es noch so sinnlos oder unbequem: er schwitzt, aber fühlt sich! »Ist es wahr, Herr, daß ich einen Anzug und einen Hut erhalte, wenn ich Christ werde?« fragte mich einst ein nackter Dajak in Inner-Borneo. »Wenn ja, so laß ich mich taufen.« Eitelkeit geht durch die ganze Welt, und Schönheitsempfinden drückt sich nicht durch die Tatsache von Kleidung aus.

Und Schicklichkeitsgefühl? Jeder Malaier — und das gewöhnt sich auch jeder Europäer an — badet täglich mindestens einmal, es ist auch dringend nötig in einem Klima, wo man eigentlich ständig leise transpiriert. Ich sprach einmal mit einem Batakhäuptling in Zentral-Sumatra vom Baden, der galante Ehemann meinte: »Meine Frauen müssen jeden Tag baden, sonst riechen sie mir zu sehr.« Etwas anderes. Ein Träger von mir hatte einer jungen Frau ein paar häßliche, zotige Worte zugerufen, das ganze Dorf war empört, die Dolche saßen locker gegen uns alle. Der Tuángku (Häuptling), der mich kannte, kam zu mir und beschwerte sich, und erst als ich den Kuli entsprechend bestrafte — ich schlug zwei Fliegen mit einer Klappe und ließ ihn zur Strafe einen Wildschweinskopf skelettieren, das Wildschwein aber gilt dem Mohammedaner als unrein —, beruhigte sich die Bevölkerung. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte es der Kuli nie getan, jetzt machte er's, gewissermaßen um sich zu entsühnen. Die Bevölkerung aber paßte genau auf, daß es geschah. — Das Schicklichkeits- und Schamgefühl hat mit der Kleidung nichts zu tun.

Die Kubus sind ein ganz armseliges Völkchen, gering an Zahl, zerstreut, scheu verborgen in den unermeßlichen Urwäldern Süd-Sumatras führen sie ein Leben, kaum viel besser als die Tiere des Urwaldes. Zehntausende von Quadratkilometern sind zwischen dem menschenleeren Hochgebirge der Westküste und den unendlichen unbewohnbaren Sumpfwäldern der Ostküste ihr unbestrittenes Reich, nur an den großen Flüssen wohnen hier Malaier in recht geringer Zahl, und selten nur dringen sie auf der Suche nach Produkten des Urwaldes tiefer in die unergründlichen Räume ein. So haben sich die Kubus in ihrer Ursprünglichkeit erhalten können; ein lebendes Fossil. Ein paar tausend Seelen, mehr mögen es in dem ungeheuren Gebiet nicht sein. An ihnen können wir ermessen, wie der Urmensch gelebt hat, an ihrem armseligen Leben ersehen, welch ein erbarmungsloser Tyrann der finstere Urwald ist, wie er den einfachen Menschen in hoffnungsloser Knechtschaft hält.

In zielbewußter Sorge nahm ich jede Gelegenheit wahr, mit Kubus in Berührung zu kommen, und war so glücklich, ihrer

34 zu sehen und die Hälfte davon näher untersuchen zu können. In der Nähe der malaiischen Siedlungen haben sie mancherlei Kulturgüter angenommen, aber tiefer im Innern leben sie unberührt, so wie ihre Ahnen vor Jahrtausenden gelebt haben, und so ist das Kulturbild dieser »wilden« Kubus das weitaus interessantere. Das europäische Wirtschaftsleben, der unstillbare Bedarf an Rohstoffen verschiedenster Art streckt seine gierigen Finger langsam weiter und weiter und zieht allmählich auch den letzten, fernsten Urwaldwinkel in seinen Bereich. Wie lange noch, und die schweigenden Urwälder Sumatras hallen wider von emsiger Tätigkeit für den europäischen Moloch, und mit dem Einziehen der Pioniere abendländischer Industrie werden die letzten Kubus auf immer verschwinden.

Nomadisch durchstreifen die Kubus den unermeßlichen Rimba, familienweis, selten nur bleiben die Kinder nach der Heirat mit ihren Eltern zusammen. Nur in größerer Nähe der malaiischen Siedlungen haben sie sich zu kleinen Horden zusammengetan, hier haben sie auch gelegentlich kleine Niederlassungen, in denen sie bisweilen auch längere Zeit sich aufhalten. Das größte derartige »Dorf«, von dem ich hörte und das ich selbst besuchte, umfaßte vier Männer, drei Frauen und drei zum Teil größere Kinder. In diesen »Dörfern« haben sie armselige, kleine, allseits offene Hütten, aus dünnen Stangen, mit Lianen zusammengebunden und mit Palmstroh gedeckt. Für das kurze Verweilen reicht deren Haltbarkeit eben aus. Sonst aber leben sie nomadisch im Urwald, rastlos ihr Gebiet durchstreifend. Die Nahrungssorge, das Reifen der Fruchtbäume im Urwald bestimmt die Richtung ihrer Wanderungen. Wo der Abend sie überrascht, flechten sie aus einigen Zweigen einen einfachen Windschirm, der ihnen dürftigen Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewährt. Ihre Zeit wird von der Nahrungssuche vollauf in Anspruch genommen, eßbar ist ihnen alles, was eben genießbar ist. Den Grundstock der Nahrung bilden Früchte und Beeren, sowie Wurzeln und Knollen, die sie mit einem spitzen Stock ausgraben, daneben aber sind ihnen Eidechsen, Frösche und Raupen und fette Käferlarven eine schmackhafte Zuspeise. Jagd und Fischfang kommt für ihre Nahrung nur sehr wenig in Betracht, da sie keine Waffen oder Geräte zum Fang haben

und mit dem vorlieb nehmen müssen, was ihnen ein glücklicher Zufall in den Schoß wirft. So ist ihre Speisekarte eintönig, und fleißiger Suche bedarf es, soll der Magen gefüllt werden. Gemeinsam durchstreifen sie den Urwald, Mann, Frau und Kinder. Die Pfade, die Tierwechsel sind meist zur Nahrungssuche ungeeignet, und die Suche führt sie seitab, durch das Dickicht sich windend, hindernde Zweige verbrechend, finden sie ihren Weg, ihren Menschenweg, den kein Tier mit ihnen benutzt, den kein Malaier findet, wahllos, wie oben in den Bäumen wahllos die Siamangs durch die Wipfel sich schwingen, bis sie zu ihren nahrungspendenden Bäumen gelangen. Was ihnen zum Verzehren geeignet erscheint, sammeln sie in eine einfach geflochtene Basttasche, sofern es nicht sofort in den Mund gesteckt wird. Und geht es dann ans Essen, so sättigt sich der Mann zuerst und läßt die Reste Frau und Kindern, ist viel da, so wird gegessen, bis der Bauch fast platzt (kéntjang = »stramm« ist der malaiische Ausdruck für »satt«), wurde wenig gefunden, so heißt es hungrig schlafen. Vorräte kennt der Kubu nicht, es ist genug, daß jeglicher Tag seine eigene Plage habe. So ist das Dasein überaus beschwerlich, selbst für den genügsamen Kubu ist der Tisch nur äußerst spärlich gedeckt, grad daß er nicht verhungert. Schwer ist für ihn der tägliche Kampf um sein bissel ärmliches Leben, und groß ist die Kindersterblichkeit, nur ein kleiner Teil der Kinder wird groß. So ergibt sich die Monogamie für die Kubus eigentlich fast von selbst als Lebensform, es sind ihrer zu wenig. Dann aber auch ist die Ernährung zu schwierig, daß sie eben nur in denkbar kleinster Zahl ein gemeinsames Leben fristen können.

Durch ihr Urwaldleben haben die Kubus eine erstaunliche Geschicklichkeit im Ersteigen von Bäumen erworben, den glattesten Stamm erklimmen sie, mit einer einfachen Holzkeule treiben sie daumenstarke harte, spitze Holzpflöcke etwa halbmeterweit voneinander in den Stamm und klettern daran wie auf einer Leiter bis in die höchsten Kronen. Solche Kubuleitern fanden wir öfter im Urwald, aber selbst ein buschgewohnter Malaier traut sich daran nicht in die Höhe. Aus Baumbast stellen sie durch Klopfen ihre »Kleidung« her, eine Schambinde bei den Männern, ein kurzes Röckchen bei den

Weibern. An Werkzeugen, an Besitz haben sie kaum etwas, das Eisen ist ihnen fast unbekannt. Nur selten erhalten sie ein Messer im Tausch, und das ist dann natürlich ein kostbarer Besitz. Sie stehen noch in der Holzzeit und leben fast wie die Menschenaffen über ihnen in den Bäumen. Da erschöpft sich ihr Leben schnell, ich bin überzeugt, daß kein Kubu älter als 30 Jahre wird. Mit 10 Jahren etwa ist das Mädchen geschlechtsreif und wird Mutter, mit 20 Jahren ist es alt. Wir sind viel zu sehr gewohnt, auch in den Tropen die Eingeborenen nach unserem Altersmaßstab zu schätzen und ihnen ein viel zu hohes Lebensalter zuzuschreiben. Das gilt auch für die Malaier, auch sie werden vom harten Leben viel schneller aufgerieben, als der Europäer in behaglicherem Lebenszuschnitt. Der Eingeborene, der von Kindheit an in europäischen Diensten ist und damit am besseren Leben teilnimmt, altert viel weniger schnell als die anderen. Dullah, der nach allem etwa Mitte Zwanzig sein mochte, erzählte mir, daß er kürzlich einige Zeit in seinem Geburtsdorf im Innern Süd-Sumatras gewesen sei, da seien alle seine Altersgenossen, mit denen er als Kind gespielt hätte, schon »Órang túa« (d. h. alte Leute = die Respektspersonen des Dorfes) gewesen, während er immer noch zu den »Órang múda«, d. h. den jungen Leuten, gerechnet worden sei. So ist zweifellos bei den eingeborenen Malaiern des Innern, die doch immerhin ein leidliches Kulturleben führen, ein Vierzigjähriger ein Greis. Wie viel schneller mögen die Kubus in ihrem elenden Leben verbraucht werden! Ob wir dies nicht für die Beurteilung des Kulturlebens in Rechnung stellen müssen? Der Fortschritt baut sich auf Erfahrungen auf, ein längeres Leben ist daran reicher als ein kürzeres; es muß beim kurzlebigen Kubu gewissermaßen immer wieder von vorn angefangen werden, so kann er sich geistig nur äußerst schwer entwickeln.

In ihrem Wesen sind die Kubus außerordentlich scheu und furchtsam, aber auch weich und gefügig, ich hatte stets den Eindruck, daß, wenn ich z. B. einem gesagt hätte, ich wolle ihm ein Ohr abschneiden, er ohne einen Muck zu wagen den Kopf hingehalten hätte. Da sind sie auch überaus friedfertig, und Krieg oder ähnliches ist ihnen unbekannt. Das hängt ja

sicher eng mit ihrem gänzlichen Mangel an Waffen und der daraus folgenden Wehrlosigkeit zusammen, mit ihrem Leben im Urwald, wo sie nicht Herr, sondern Wild sind — ein Wildschwein, ein geweihter Hirsch sind wehrhafter als sie. Noch einige andere negative Tugenden haben sie: sie stehlen nicht und lügen nicht, sie stehlen nicht, weil es nichts zu stehlen gibt, und sie lügen nicht, weil nicht der mindeste Anlaß vorhanden ist, etwas Unwahres zu sagen. Nimmt man noch die herrschende Monogamie als Sittlichkeit dazu, so könnten wir uns die Kubus als paradiesisch idealisieren. Tatsächlich aber ist's nichts als das Fehlen der Möglichkeiten! Es sind Zustände, die dem Tierischen näherliegen als dem Menschlichen.

Über diese Dinge Klarheit zu bekommen, ist ja verhältnismäßig leicht, obwohl der unmittelbare Verkehr mit den primitiven Wilden gar nicht so einfach ist. Die Schwierigkeit liegt weniger darin, daß das Mißtrauen überwunden werden muß, als in der sicheren Verständigung selbst, einmal sprachlich, dann geistig. Die Sprache ist überaus arm an Worten und Begriffen; zudem muß man sich der Hilfe von Dolmetschern bedienen. Die Kubus, welche etwas Malaiisch können, sind schon durch malaiische Kultur beeinflußt, also für das Erkunden der primitivsten Zustände weniger geeignet. Die malaiischen Dolmetscher hingegen — das sind Urwaldmalaier, die beim Sammeln der Buschprodukte öfter mit Kubus in Berührung kommen und bisweilen eine Art Vertrauensleute für sie werden —, sind unzuverlässig und bedürfen starker Kontrolle. Auch sie ihrerseits sind Leute mit sehr primitivem Denken, sie haben natürlich nicht das leiseste Verständnis dafür, was ich mit dem Ausfragen der Kubus beabsichtige. Im Prinzip nun beantwortet jeder Eingeborene die an ihn gestellte Frage richtig; Unwahrheiten kommen erst, wenn sie irgend etwas hinter der Frage wittern oder aber nicht Bescheid wissen und einem gefällig sein wollen, das hat mich reiche Erfahrung gelehrt. Dem muß man durch die Art der Frage genau Rechnung tragen. Und hier spielt gleich das zweite Moment hinein: die unglaubliche geistige Schwerfälligkeit der Eingeborenen, die um so größer ist, je primitiver der Eingeborene. Man muß also jede Frage derart vereinfachen, daß die Antwort nur aus zwei, drei Worten besteht. Hat man

einen Dolmetscher nötig, so muß man so weit in den Geist der fremden Sprache eindringen, daß man beurteilen kann, ob die Frage richtig übersetzt ist bzw. ob überhaupt die Frage und nicht etwas anderes übersetzt ist. Dazu gehört nur einfachste Fragestellung und etwas geistige Gewandtheit. Die Schwierigkeit für den Europäer als Fragenden, die — nicht geringe — geistige Arbeit für ihn liegt darin, den Gedankengang so zu vereinfachen, daß man mit einfachsten Fragen Schrittchen für Schrittchen vorwärts kommt: denn Denken fällt dem Primitivmenschen entsetzlich schwer. Vor allem muß man sich davor hüten, den Leuten die Antwort irgendwie unbewußt in den Mund zu legen, dann ist es aus — man erhält unweigerlich diese Antwort; die Denkträgheit ist zu groß.

Man macht sich keine Vorstellung davon, was für eine unglaubliche Anstrengung das Denken für einen Kubu ist, des öfteren ist es mir passiert, daß sie bei längerem Ausfragen vor geistiger Erschöpfung anfingen zu weinen, daß ihnen die Tränen über die Backen liefen, Männlein und Weiblein. Eine ähnliche Erfahrung kann man ja auch bei uns bei Kindern machen, wenn man sie etwas länger zum Denken anhält.

Mir lag natürlich sehr daran, das geistige Leben der Kubus kennenzulernen. Mit großen Schwierigkeiten gewann ich in mühseligen, langen Gesprächen, die ich immer wieder abbrechen mußte, um Gelegenheit zum Ausruhen zu geben, einige Einblicke, die die unendliche Dürftigkeit des geistigen Lebens der Kubus zeigen.

Ich wollte feststellen, ob die Kubus irgendwelche bewußten Vorstellungen von höheren Wesen haben, da durfte ich natürlich nicht direkt fragen, sondern mußte Umwege suchen. Ich versuchte daher zunächst festzustellen, ob sie den Begriff des Graulens oder Gruselns kennen, weil dieser Begriff den Glauben an Wesen außerhalb der Menschheit voraussetzt. So fragte ich einen Mann:

Bist Du schon einmal nachts allein im Urwald gewesen?
— Ja, oft.
Hast du da nicht öfter ächzen oder stöhnen hören?
— Ja.



Was dachtest du?
— Ein Baum knarrt.
Hast du nicht ein Brüllen gehört?
— Ja.
Was dachtest du?
— Das ist ein Tier.
Aber wenn du die Stimme nicht kanntest?
— Ich kenne jede Tierstimme.
Hast du niemals Geräusche nachts im Urwald gehört, die du nicht kanntest?
— Nein! Ich kenne jedes Geräusch.
Hast du dich nicht gefürchtet, wenn die Bäume leuchteten?
— Nein, das tun tote Bäume immer des Nachts.
Also du hast dich niemals nachts im Urwald gefürchtet?
— Nein.
Und nie hast du etwas dir Unbekanntes gesehen, vor dem du dich gefürchtet hättest?
— Nein. Ich kenne alles!

An dieser lückenlosen, nüchternen Naturbeobachtung und Naturkenntnis, an diesem, fast möchte ich sagen, stolzen »Ich kenne alles!« scheitert die Phantasie, es ist kein Raum für Wesen außerhalb! »Ich kenne alles!«

Auf andere Weise versuchte ich nachzugehen, ob sie an eine Seele oder derartiges glaubten:

Ich fragte: Hast du schon einmal einen toten Menschen gesehen?
— Ja.
Kann er gehen?
— Nein.
Aber er hat doch Beine?!
— Ein Achselzucken.
Er hat einen Mund und kann nicht essen, er hat Arme und kann sie nicht bewegen?!
— So ist es.
Er hat jedes Glied, gerade wie du, und kann es nicht bewegen. Woher kommt das?
— Weil er tot ist.

Ja, aber warum kann er sich nicht bewegen?
— Ich weiß nicht.
Wenn aber ein Toter gerade so aussieht wie ein Lebender und sein Körper so aussieht wie ein lebender Körper, aber er kann ihn nicht bewegen, so muß der Tote doch in irgend etwas sich vom Lebenden unterscheiden?
— Er atmet nicht.
Kann er die Beine nicht bewegen, weil er nicht atmet?
— Ja.
Aber was ist der Atem?
— Wind.
Wenn du dem Toten in den Mund bläst, kann er sich dann bewegen?
— Nein.
Warum nicht?
— Weil sein Atem fort ist.
Wo ist sein Atem?
— Fort.
Was ist der Atem?
— Wind.
Damit war es zu Ende, es ging im Kreis herum. Denn natürlich wollte ich nicht direkt die Frage nach der »Seele« stellen; das hätte bloß Trugschlüsse ergeben. Diese Fragerei ging natürlich nicht so schnell, wie hier aufgezeichnet, sondern dauerte eine Stunde und mehr, Schrittchen für Schrittchen.
Ein andermal fragte ich einen Kubu: Hast du schon einen Blitz gesehen?
— Ja.
Was ist das?
— Ich weiß nicht.
Hast du schon donnern gehört?
— Ja.
Was ist das?
— Ich weiß nicht.
Wo kommt der Blitz her?
— Von oben.
Wo kommt der Donner her?
— Von unten.

Warum blitzt es?
— Ich weiß nicht.
Kannst du einen Blitz machen?
— Nein.
Kann es irgendein Mensch?
— Nein.
Was ist dann aber der Blitz?
— Ich weiß nicht.
Blitzt der Blitz von selber?
— Ich weiß nicht.
Wer macht den Blitz? Den Donner?
— Ich weiß nicht.
Macht der Blitz den Donner?
— Ich weiß nicht.
Ist der Blitz ein Tier?
— Nein.
Ist der Donner ein Tier?
— Nein.
Macht ein Tier den Blitz? Donner?
— Nein.

Ähnlich verliefen andere Gespräche, über den Regen und alles mögliche andere, aus dem man transzendentale Vorstellungen hätte ableiten können, an ihrer ausgezeichneten Naturbeobachtung und objektiven Erfahrung scheitert bereits die Möglichkeit von Phantasie! »Ich kenne alles!« Über höhere Dinge haben sich die Kubus noch nicht die leisesten Gedanken gemacht; der Gedanke an die Möglichkeit oder gar Existenz höherer Wesen irgendwelcher Art liegt ihnen noch fern, noch religionslos leben sie, wenn wir unter Religion auch nur das allererste Aufdämmern einer Ahnung von höheren Vorstellungen verstehen. So lassen denn auch die wilden Kubus, wenn jemand stirbt, die Leiche einfach liegen und ziehen weiter. In der Nähe der malaiischen Gebiete fangen allerdings die Kubus doch schon an, die Leichen einzuscharren, wenn auch ganz formlos und ohne jegliche Zeremonien.

Unendlich sieht der Malaier auf diese Wilden herab, und fast ist man versucht, ihm recht zu geben; fast möchte man fragen: Sind es überhaupt schon Menschen?

Ist das Leben der Kubus dem der Menschenaffen nicht fast ident? Familienweis schweifen sie durch den Urwald, wo der Abend sie überrascht, bleiben sie, bauen sich aus Zweigen einen Windschirm am Boden, ein Nest im Baum, stirbt eines von der Familie der Gibbons, der Kubus — achtlos ziehen sie weiter, das ganze Leben der Nahrungssuche gewidmet, ohnmächtig und scheu sind sie der Gefahr gegenüber, das Seelenleben der Gibbons ist uns fremd, beim Kubu kann man von einem Seelenleben kaum sprechen, die nüchterne Naturbeobachtung, die exakte Kenntnis beherrscht ihn — darin ist er dem Gibbon wohl voraus, aber erhebt sie ihn? Ich meine: eher drückt sie ihn nieder. Der Gibbon oben in den Bäumen führt ein unbewußtes und darum froheres Dasein — der Kubu, der am Boden scheu seinen Weg sich durch das Dickicht sucht, ist ein elendes Wesen, ein unfreier Gast im Banne des erbarmungslosen Urwaldes. Und fragen wir, wie ist es möglich, daß die schönen Anlagen, die dem Menschen innewohnen, so verkümmern konnten — der Urwald ist schuld daran; er nimmt der Menschenblüte die Lebensluft, die Möglichkeit der Entwicklung. Der Urwald gibt dem Menschwesen Nahrung, aber so karg, daß er ohne Unterlaß der Nahrungssuche nachgehen muß, will er nicht verhungern, tagaus, tagein, jahraus, jahrein spendet der Urwald diese kärgliche Nahrung, und stets dieselbe Nahrung — so ist eine Änderung, eine Abwechslung in der Art der Suche nicht vorhanden. In der Steppe ist die Art der Suche anders in der Trockenzeit, anders in der Regenzeit, dadurch wird der Mensch zum Denken und Überlegen geführt, er muß sich umstellen, im Urwald nicht, der Urwald ist durch alle Jahrtausende derselbe. So spärlich ist die Nahrung, daß nur kleinste Horden sich ernähren können, damit isoliert der Urwald den Menschen. So wild verwachsen ist der Urwald, so sehr benimmt er jegliche Sicht, daß kaum je eine Kubuhorde andere Kubus im Urwald antrifft, damit schaltet der Urwald den Verkehr aus. Der Kubu ist nur auf seine Frau, seine Kinder geistig angewiesen — damit entfällt jeglicher Impuls zu geistiger Betätigung, es fehlt Konkurrenz, es fehlt Herrschsucht, es fehlt die Eifersucht, es fehlt das einfachste Mitteilungsbedürfnis, der Austausch von Erfahrungen mit seinesgleichen. Was soll er mit

dem Weibe, mit dem er den ganzen Tag zusammenlebt, besprechen?! Damit fehlt der Anstoß zum Denken, zum Kombinieren, zur geistigen Entwicklung, und in der Isoliertheit, unter den elenden Lebensverhältnissen des Urwaldes bleibt der Kubu durch all die Jahrtausende, was er einst gewesen — der Urmensch, der Urwaldmensch. Der Urwald ist der Herr, der Kubu sein willenloser Sklave! Der Urwald und sein schwüler Dämmer lähmen die Energie, so lebt der Kubu gedrückt, scheu und freudlos. Die helle Sonne macht froh. Der Gibbon ist glücklich, er kann sich hinaufschwingen in die höchsten Kronen und seinen Gesang hinausschmettern in den lichten Sonnenglanz — der Kubu ist an das Düster des Urwaldbodens gebannt. So sind die Jahrtausende spurlos an ihm vorübergegangen. Arme Menschenblüte, die auch du zu schöner Entfaltung bestimmt warst — im Dämmer des Rimba bist du verkümmert!

Und wer sind die Kubus? Malaier sind es nicht — ein Urvolk, das hier in den unermeßlichen Urwäldern schon hauste, Jahrtausende, Jahrzehntausende, bevor der erste Malaier kam.

Erbarmungslos hält der Urwald sie in seinen Ketten, es gibt kein Entrinnen, der Kubu mag wandern so weit er will — er entkommt ihm nicht! Dutzende von Kilometern breit schieben sich die ungangbaren Sumpfwälder der Mangroven vor die Meeresküste — die spenden keinem Tiere Nahrung, und der anspruchslose Kubu müßte elend in ihnen verhungern. Auf der anderen Seite das wilde Hochgebirge, schroff und zerrissen. Vergebens das Wandern, er muß umkehren vor den Unbilden der Natur, so ist er zum kümmerlichen Leben im Urwald, zum Vegetieren verdammt — wenn ihm nicht Hilfe von außen gebracht wird; von selbst ist er zum Fortschritt unfähig, er bleibt in den Sklavenketten des Rimba.

Der indische Geist hat den Malaiern die Rettung gebracht, der Kubu lebt noch als Zeuge des Urmenschtums. Denn im Dämmer des Urwaldes ist der Mensch geworden, Urwaldschicksal war auch sein Los — bis er dem finsteren Dämon entronnen und im freien Sonnenlichte unter mannigfaltigeren Lebensbedingungen zur Entwicklung, zu geistigem Fortschritt gelangte. Die Brüder und Vettern der Kubus konnten sich

Geist und Kultur erringen — befreit vom Joche des Urwaldes. Der unermeßliche Urwald ist der gleiche geblieben seit Hunderttausenden von Jahren, und der in seinem Joche lebt, der Kubu, er ist heute noch, was er vor Urzeiten war, — Urmensch.

Die Kubus sind fort, den ganzen Tag fast hatte ich ein paar Männer ausgeforscht, traumverloren sitze ich vor der Hütte und hänge meinen Gedanken nach. Mein Tagebuch liegt vor mir — wie unendlich viel ist es, das der Eintragung harrt. Menschenlos, Menschenleid ist an mir vorbeigezogen — was bist du, Mensch?!

Schwatzend sitzen die Kulis um das lodernde Feuer, Djinal bringt mir das Essen, mechanisch stille ich meinen Hunger. Ich stecke eine Zigarre an und schaue dem Rauch nach, Ripin und Dullah hocken sich unweit auf den Erdboden. »Wie, Herr,« sagte Ripin, »sind das Menschen? Wahrhaftig, es sind Tiere des Waldes.« »Allah ist groß!« meint Dullah. »Vielleicht wird Allah doch eines Tages Mitleid mit ihnen haben.« »Wie viel Sorten Menschen hat Allah gemacht; dich, Herr, uns Malaier und diese Kubus. Wer kennt seine Absichten?« meint Djinal tiefsinnig.

Wir plaudern. Schwarz stehen die ungeheuren Wände des Urwaldes ringsum; hell lodert das Feuer, und flackernde Lichter huschen durch das tiefdunkle Laub. Das eintönige Schrillen und Trillern der Zikaden ringsum läßt das tiefe Schweigen des Urwaldes nur desto tiefer empfinden. Undurchdringliche Finsternis engt uns ein, und machtlos prallt die rotstrahlende Glut der Flammen an ihr ab. Nur oben geistert ein winziges Stückchen Himmel zu uns herab. Wie geringes Interesse haben doch eigentlich die Malaier hier für ihre seltsamen Mitmenschen. »Tuan Allah hat das so gegeben. Apa boleh buat, das ist nun mal so.«

Die Kulis schlafen schon lange; es ist still geworden. Auch meine Leute kriechen in ihre Hütte. Noch ein Weilchen hört man sie halblaut miteinander sprechen, dann ist es ruhig. Tiefes Schweigen ringsum. Knisternd fällt das Feuer zusammen und erlischt langsam, ein paarmal flackert es noch auf, rote Lichter

zucken durch das Dunkel, dann verglimmt es. Ich sitze beim matten Schein meiner Laterne und schreibe. Wie viel ist zu schreiben! Eintönig schrillen die Zikaden. Meine Gedanken schweifen weit, indes der Bleistift über das Papier gleitet. Es entschwindet Raum und Zeit. Ich starre in das schweigende Dunkel, und hastig fliegt der Stift weiter. Gedankenfluten strömen herbei — und rastlos füllen sich die Seiten. Klagend ruft ein Nachtvogel in der Ferne — ein anderer antwortet. Ich schreibe und schreibe. Die Zigarre ist ausgebrannt. Ich fahre auf und zünde eine neue an. Tiefes Schweigen rings. Doch das Schweigen drückt — ich bin allein — schwarz ist die Nacht, der matte Schein der Kerze dringt nicht einmal bis zu den Urwaldmauern ringsum. O wie einsam ist der weite Urwald. Ein leises Gefühl der Verlassenheit zieht in die Seele. Lächerlich! Und flott gleitet der Bleistift weiter. Aber es will nicht so recht — mir ist unbehaglich. Ich schau mich um — vergebens bohrt sich der Blick in das Dunkel. Undurchdringlich ist die Nacht. Ich zünde die Zigarre wieder an und zwinge mich zum Weiterschreiben. — Da zieht es mir kalt den Rücken herab — und jäh fahre ich herum und blick mich um, eisig greift mich's ans Herz: hinter dir duckt ein Tiger und giert dich verzehrend an! Ach, Unsinn. Wie oft schon saß ich nächtlich so allein vor der Hütte; nie hab ich vom Tiger das leiseste gemerkt, warum soll heute —? Entschlossen schreibe ich — aber es ist stärker als ich. Nun, so überzeug dich selbst, daß alles Einbildung ist! Ich ergreife die Lampe und leuchte hinein in das Gestrüpp hinter mir und rechts und links. Nichts! — und setze mich wieder hin und schreibe. — Und wieweit konntest du denn bei dem schwachen Kerzenschein sehen? Kaum drei Schritt — der Tiger ist doch da! — murrt es in mir. Aber ich zwing mich, nicht nachgeben dem unsinnigen Gefühl! Die Seite wird noch fertiggeschrieben! Aber der Stift will nicht, ich bin wie gelähmt. — Ich starre ins Dunkel. — — — — Da überkommt es mich wie befreiendes Lachen: Du Narr! Vor wem genierst du dich? Wenn dich hier das Entsetzen lähmt, geh hinein in die Hütte und schreibe dort! Ich schau nach der Uhr, Mitternacht ist längst vorbei. Ich räume zusammen und schreibe noch lange in der Hütte — befreit.

Am nächsten Morgen liegt Djinal in schwerem Fieber, sein Körper glüht, und unverständliche Worte murmelt er vor sich hin. Ich wickele ihn in nasse Tücher, um das Fieber herabzudrücken. »Herr,« sagt Ripin, »hast du es gemerkt? Über Nacht war der Manabúru hier und ist um die Hütten herumgeflogen. Ich habe ihn gesehen und die ganze Nacht gewacht. Er hat Djinal das Fieber gebracht.« Der Manabúru (wörtlich übersetzt »der Herumjagende«, also etwa »der wilde Jäger«), so erzählte Ripin, ist ein böser Geist mit langem Bart, der nachts um die Wohnstätten fliegt und Opfer sucht. Er war früher ein Mensch und ist zur Strafe für seine vielen Übeltaten in einen bösen Geist verwandelt, der keine Ruhe findet.



SONNE

Die Zeit verrinnt, es drängt mich weiter. So sende ich Ripin und Dullah fort, aus meinem Standquartier in Suru Langun alles Gepäck herbeizuholen und Träger zu dingen, die mich zur Westküste bringen sollen, nicht auf dem großen Wege, sondern auf Urwaldpfaden quer durch das unbekannte Hochgebirge. Etwa 70 Kilometer beträgt die Entfernung zwischen den letzten malaiischen Dörfchen diesseits und den ersten Siedlungen an der Westküste jenseits. Unbekannt ist alles, selbst die ungefähre Höhe der Gebirgszüge, aber übergroß können die Wegschwierigkeiten nicht sein, da keine mächtigen Flüsse dem Gebirge entströmen. Die Hauptschwierigkeiten liegen in der Frage der Ernährung. Acht Tage dürfte der Marsch dauern, wir sind 20 Mann. Etwa 14 kg ist unser täglicher Reisbedarf, also 112 kg für acht Tage. Das ist die Last für fünf Träger, wenn ich jedem Mann die erste Tagesration selbst zu tragen gebe. Diese fünf Träger brauchen ihrerseits für acht Tage wieder 28 kg Reis, also eineinhalb Trägerlasten, und für diese sind wieder zwei Träger nötig, da jeder Träger seinerseits wieder 5½ kg Reis in acht Tagen beansprucht. So werden es im ganzen 27 Mann, und ich muß sparen. Werde ich die nötige Menge enthülsten Reis in den kleinen Dörfchen erhalten können? Werde ich die

nötigen Hilfsträger dort mieten können? Einen halben Monat müssen sie von Hause fortbleiben, und es kommt jetzt die Zeit der Reisbestellung.

Mit Spannung erwarte ich Ripins Rückkehr, es dauert länger als ich gedacht. Ripin hätte kein Malaier sein müssen, wenn er sich nicht daheim noch einen Extraruhetag gegönnt hätte, und endlos hatten die Verhandlungen gedauert, bis alle Träger zusammen waren. Bitjara heißt ja »Geduld«, und der Eingeborene hat Zeit. Endlich war er da, und schnell ist alles bereit.

Eintönig schlängelt sich der Weg zwischen den engen hohen Mauern des Urwaldes; Dämmer ringsum, kein Sonnenstrahl fällt durch die ungeheuren Laubmassen, die uns fast ins Gesicht schlagen und jeden Ausblick verwehren. Trostloses Grün, wohin das Auge schaut. Heiß und schwül ist es, kein erquickendes Lüftchen regt sich. Trübsinnig schleicht ein jeder dahin. Vergebens recken sich die Riesen des Urwaldes in mächtiger Höhe auf, vergebens all die unendliche Mannigfaltigkeit des Wuchses, der Stämme und des Wurzelwerkes, vergebens all die Abwechslung des Blattwerkes und der schwankenden, allverstrickenden Lianen. Rote Blüten liegen zahllos am Boden auf dem schmalen Pfade; achtlos tritt der Fuß darauf. Alles vergebens, was sinnverwirrend früher auf das Auge eingestürmt. Die Sinne sind abgestumpft, zu alltäglich ist es geworden und hat seinen Reiz verloren. Die Ungeheuerlichkeit, das Massenhafte drückt und lastet schwer, die Enge lähmt. Krachend stürzt nah ein Baumriese zu Boden — laß es krachen, laß ihn stürzen — es ändert sich doch nichts. Und wechseln auch die Bäume — der Urwald bleibt der ewig gleiche. Er ist der Herr, der mit lastender Wucht alles niederdrückt, der niemand Raum gibt, in dessen ewigem Schatten auch der Mensch ohnmächtig dahinzieht und, rettet er sich nicht aus der erbarmungslosen Umschlingung des finsteren Dämons, elend verkümmert. Öffne dein Gefängnis, Urwald, und gib mich frei!

Schweigende Schatten ringsum. Doch da — da spielen Sonnenflecke im dunklen Laub! Zwischen den mächtigen Stämmen schimmert es hell; lichter wird es voraus. Der Urwald öffnet sich, und blauer Himmel liegt zwischen den hohen Kronen, ich laufe vor — und vor mir liegt die lachende Landschaft im

flimmernden Sonnenlicht. Weite Grasfluren dehnen sich, der Blick schweift frei umher. Fast geblendet sind die Augen von dem ungewohnten Glanz. Blau wölbt sich der wolkenlose heiße Himmel über der schönen Welt, und lieblich winken mit zierlichen Wedeln Palmen uns entgegen, vom Winde leise geschaukelt. Wie anheimelnd schauen doch die Fruchtgärten aus mit ihren schlichten Stangenzäunen und die kleinen Hütten mit ihren Palmstrohdächern, die dort versteckt im Grün liegen. Ich grüße dich, Sonne, du lang entbehrte! Du bist Leben und Freiheit!

Die Kulis drängen herzu, und im Schatten der letzten Urwaldbäume wirft alles die Lasten hin und schaut in die lachende, sonnige Weite. Unglaublich ist's, wie faszinierend dann die schlichteste Landschaft wirkt.

Der Riau des Dorfes kam mir mit einigen zerlumpten Malaiern im Gefolge festlich gekleidet entgegen und begrüßte mich ehrfurchtsvoll. Feierlich ergriff er meine linke Hand und führte mich in das Dorf und zu seinem Hause, indem er mich einlud, bei ihm zur Nacht zu bleiben. Er wußte, was sich schickt. Ich aber wußte es auch, so dankte ich ihm mit höflichen Worten und sagte, wo meine Leute seien, da müsse auch ich bleiben. — Ich zog mein Zelt dem elenden kleinen, schmutzigen und vermutlich von Ungeziefer wimmelnden Hause des Dorfhauptes doch vor.

Gegen Abend ging ich fort, um einige Tauben zu schießen, mein Weg führte über eine alte Ladang, wo abends viel Tauben sein sollten. Ich kam nicht zu Schuß und schlenderte weiter, durch einen Bambushain. Wie mächtige, 10, 12 Meter hohe Grasbüschel standen die goldigen Stauden nebeneinander. Nach oben mit ihren Kronen weit ausladend bildeten sie Dome und hehre Kreuzgänge, in die durch die dichtgeschlossenen Decken wenig Licht fiel, da war von Unterwuchs keine Spur vorhanden, und offen verliefen die Gewölbe nach allen Seiten. Der Boden war mit den abgestorbenen schmalen gelben Blättern bedeckt, so standen die gelben Gewölbe, im letzten Sonnenlicht goldig durchleuchtet, mit tiefen schwarzen Schatten — ein seltsam schönes Bild. Weiter pirschte ich, bis nahe an den Urwald, aber vergeblich. Die Sonne sank unter den Horizont, die Dämmerung ist kurz, so drehte ich um und ging auf dem Eingeborenenpfad heimwärts. Nach einem Weilchen passierte

ich den Bambushain am Rande — plötzlich erscholl in nächster Nähe aus den schönen Gewölben heraus ein mürrisches ā ŭū mm — ā ŭū mm — ā ŭ m, wohl sechs-, siebenmal. Ein leiser Schreck, ein Tiger — dort auf 20 Schritt! Meine Augen bohrten sich in den dämmrigen Bambushain — nichts ist mehr zu unterscheiden. Der Kuli, der mit meinem zweiten Gewehr zehn Schritt hinter mir bummelte, ist wie der Blitz bei mir — käsegelb, alles Blut ist ihm aus dem Gesicht gewichen: »Ein Tiger, Herr!« Ich probierte das Büchsenlicht — hier draußen mochte es zur Not noch gehen — aber drin im Bambushain herrschte schon tiefes Dunkel, so wartete ich, den Drilling an der Backe, bereit den Tiger zu empfangen. Noch einmal ein drohendes ā ūhm — ā ūhmm, dann tiefe Ruhe, kein Rascheln, kein Knacken. Nach einem Weilchen tönte das Mauen weiter drinnen. Mit Bedauern, aber — wenn ich ehrlich sein soll — doch auch leiser Erleichterung ging ich heim, es war doch schon fast finster und kaum noch etwas zu sehen, so daß selbst ein Schrotschuß sehr unsicher gewesen wäre, und ein rasch hingeworfener Schnappschuß wäre es geworden, wenn der Tiger angegriffen hätte. Was aber mochte den Tiger veranlaßt haben, vom Sprunge abzustehen?

Kleine Dörfer liegen den Rupit-Fluß entlang, 4, 5 km voneinander entfernt, mit kleinen Häusern und geringer Seelenzahl, dürftig ist das Leben. Wenig ertragreichen Feldbau treiben die Weiber, die Männer sind zumeist Fischer und Jäger, die letzten Malaier vor dem Gebirge. Entlegen ist die Gegend, daß kaum je ein Europäer hierhin kommt. Mohammedaner sind die Leute, dem Namen nach, eine Moschee sah ich hier nirgends. Tatsächlich erfüllen die Reste alten Hinduismus ihre Seelen, kümmerlich genug, denn ihre geistigen Bedürfnisse sind gering. Auf alte, bessere Zeiten deuten hier vielfach die Dorfnamen hin, »Siegesfreude« und »Königslust« sind jetzt zwei elende Nester. Im tiefen Urwald liegt das Dorf »Geisterecke«. Mächtige Felsblöcke im Fluß geben einigen anderen Dörfchen den Namen »Elefantenstein« und »Wächterstein«. Eine hübsche Legende, wohl indischen Ursprungs, wurde mir von diesen Steinen erzählt, es lohnt wohl, sie zu berichten.

»Es war einmal ein Mann im Lande Palembang, der hieß Herr Bitterzung, diesen Namen hatte er bekommen, weil seine Zunge schwarz und bitter war. Er war ein großer Zauberer, und wenn er sagte: ‚Werde Stein!' so mußte alles zu Stein werden, und wenn er zu einem Menschen sagte: ‚Stirb!', so mußte der Mensch sofort sterben. Solch ein großer Zauberer war er!

Eines Tages fuhr der Herr Bitterzung in einem Boot auf dem Fluß. Da sah er nahe bei einem Dorf drei große Elefanten im Fluß, die zum andern Ufer hinüberwateten. Da fragte er: ‚Hai, ihr Elefanten, wohin wollt ihr?' Und die drei Elefanten blieben still, weil sie doch nicht sprechen können. Da wurde der Zauberer zornig und verwünschte die Elefanten, daß sie zu Stein werden sollten, und sofort wurden alle drei Elefanten zu Stein, und bis zum heutigen Tage sind die Steine dort noch mitten im Fluß zu sehen. Ein andermal, als er wieder auf dem Fluß fuhr, sah er einen jungen Radja mit seiner jungverheirateten Frau im Flusse baden und mit ihr scherzen, da fragte er mit ganz leiser Stimme: ‚Was macht ihr da?' Aber da er so leise gesprochen hatte, daß keiner es hören konnte, antwortete niemand, da wurde der Zauberer zornig und verwandelte den Radja mit seiner jungen Gattin in Stein. Und heutigestags noch kann man die Steine im Flusse sehen, und das Dorf hat daher den Namen Kámpong Bátu Rádja (d. h. der versteinerte Radja) erhalten.

Nach einiger Zeit traf er auf dem Fluß einen Mann, der ihn und seine Zauberkraft bereits kannte, der rief ihn an und sagte: ‚Hai, Bitterzung, deine Frau ist tot!' ‚Was', antwortete Herr Bitterzung? ‚Meine Frau tot!?' Und in demselben Augenblick fiel die Frau im Boot tot hin, denn der Herr Bitterzung hatte ja gesagt, daß sie tot sei. Als Herr Bitterzung sah, daß seine Frau tot war, stieg er ans Land und ging zu Fuß weiter. Nicht lange, da traf er einen Mann, der hatte vier Augen. Und als Herr Vieraug ihn sah, rief er: ‚Hai, Bitterzung, alle Leute sagen, daß du ein großer Zauberer seist!' Da sagte Herr Bitterzung: ‚Das ist richtig, und du, was willst du?' Herr Vieraug antwortete: ‚Ich möchte einmal sehen, ob das wahr ist!' Herr Bitterzung war's zufrieden, denn es schmeichelte ihn gewaltig. Sagte Herr Vieraug: ‚Sieh mal, dort

steht eine Weinpalme, viele mächtige Fruchttrauben hängen daran. Komm, wir wollen abwechselnd den Kopf unter die Palme halten, dieweil der andere hinaufsteigt und die Fruchttrauben abschneidet.' ‚Gut', sagte Herr Bitterzung, ‚stell dich unter den Baum, ich werde hinaufsteigen und oben eine Fruchttraube abschneiden.' Da stellte sich Herr Vieraug unter die Palme, und Herr Bitterzung stieg hinauf, um Trauben abzuschneiden. Herr Vieraug senkte den Kopf zur Erde, aber mit den beiden Augen, die er hinten im Kopfe hatte, konnte er nun nach oben sehen. Und als Herr Bitterzung eine recht schwere Traube abschnitt und sie herunterstürzte, sah es Herr Vieraug, und als sie beinah seinen Kopf traf, sprang er behend zur Seite; die Traube fiel zur Erde und konnte seinen Kopf nicht zerschmettern. So machte er es drei-, viermal. Herr Bitterzung stieg nun vom Baum herab und hielt seinerseits den Kopf unter den Palmenbaum, und Herr Vieraug stieg hinauf und schnitt eine schwere Fruchttraube ab; sie stürzte herab und zerschmetterte Herrn Bitterzung, der ja hinten im Kopf keine Augen hatte, den Kopf, so daß er auf der Stelle tot war. Als Herr Vieraug sah, daß der Herr Bitterzung tot war, stieg er vom Baum herunter, er betrachtete den toten Zauberer und sprach zu sich selber, ob wohl wirklich die Zunge schwarz ist, wie alle Leute es erzählen? Und er öffnete dem toten Herrn Bitterzung den Mund, und siehe da, die Zunge war schwarz; und ob nun wohl wirklich die Zunge bitter ist, wie der Name es besagt? Und er leckte an der Zunge des Zauberers. In demselben Augenblicke aber brach er tot zusammen, denn alles, was des Zauberers Zunge anrührte, war sofort tot, — das war ja seine Zaubermacht. Und so lagen sie beide tot unter der hohen Weinpalme. Noch im Tode hatte der Herr Bitterzung sich an seinem Feinde gerächt.«

Wie unmohammedanisch ist doch der ganze Gedankengang, wie niedlich die Pointe, die Vergeltung. Viel hübscher noch kommt der Gedanke brahmanischer Lebensweisheit und Vergeltung in einer anderen Erzählung zum Ausdruck, die ich hier hörte:

»Es lebte vor Zeiten am oberen Rupit-Fluß einmal ein Mann, der war sehr geizig und wollte niemand von seinem

Wohlstand abgeben. Eines Tages wurde er sehr krank und lag wie tot in seinem Bett, so daß seine Angehörigen fast meinten, er sei gestorben, aber sein Herz schlug noch ganz leicht. Nach längerer Zeit kam er wieder zu sich und wurde gesund, wie er früher gewesen war. Nun erzählte er seinen Angehörigen, wie er gefühlt habe, daß seine Seele seinen Körper verließ und sich fortbegeben habe, weit weg. Einsam sei die Seele auf einer langen breiten Straße dahingewandert, und mancherlei Seelen seien desselben Weges gezogen, aber schweigsam hätte jede vor sich geschaut. Der Weg war lang und schattenlos und habe sich endlos ausgedehnt, ein Ende wäre nicht zu sehen gewesen. Heiß brannte die Sonne hernieder, daß er schier verschmachtete. Da habe er starken Hunger verspürt, aber woher sollte er zu essen nehmen? Endlich kam er zu einem Mann, der am Wegrande saß, mit einem Korb voll Bananen. Er bat ihn, ihm doch eine Banane zu schenken, denn Geld habe er keines bei sich. Aber hohnlachend wies ihn der Mann ab. Trübselig sei er nun weitergewandert. Nach langer Zeit saß ein Mann am Wege mit Reis, und auch der hätte ihn trotz seiner flehentlichen Bitte hart angefahren und fortgejagt. So sei er weiter und weiter gewandert, und da er den Oberkörper unbedeckt trug, habe ihn die Sonne derart gestochen, daß er mit Blasen ganz bedeckt gewesen sei. Und siehe da, da war ein Mann, der hatte viele Umschlagtücher. Demütig habe er ihn gebeten, ihm eines nur auf kurze Zeit zu leihen, daß er sich ein wenig von den Sonnenstrahlen erholen könne. Aber spottend habe ihn der Mann weggejagt. Mutlos sei er weitergeschlichen, ein Mann mit Fischen kam vorbei, aber als er sich an ihn habe wenden wollen, habe der ihm den Rücken gedreht und ihn stehenlassen. Kaum habe er noch weiter gekonnt, immer heißer brannte die Sonne, und die Zunge sei ihm schier im Munde ausgedörrt. Da saß ein Mann am Wege und schälte eine Ananas, zaghaft habe er um ein kleines Stückchen gebeten, da hätte der Mann die Frucht zerschnitten und ihm freundlich lächelnd die Hälfte gegeben. Gierig habe er hineingebissen, die Frucht wäre köstlich gewesen und hätte ihn so wunderbar gestärkt, daß er Hunger und Durst und Müdigkeit völlig vergessen habe und

frohgemut weitergewandert wäre. Das Gesicht des freundlichen Mannes habe ihm so bekannt geschienen, aber trotz allen Nachdenkens hätte er sich nicht erinnern können. Endlos dehnte der Weg sich, und es dünkte ihn, daß er tagelang gewandert sei, aber er hätte keine Müdigkeit gefühlt. Endlich sei er an eine breite, tiefe Schlucht gekommen, in der ein gewaltiger Strom in der Tiefe rauschte. Jäh brach die Wand ab, so daß es völlig unmöglich war, hinunterzusteigen. Da sei er stromauf gegangen, einen Weg zu suchen — vergeblich. Auch stromab hätte er vergeblich nach einem Wege gesucht. In senkrechter Wand wäre allenthalben, soweit das Auge reichte, die Schlucht eingebrochen gewesen. Verzweifelnd sei er endlich umgedreht und den Weg, den er gekommen, zurückgegangen. Da sei er wieder an all den Leuten vorbeigekommen — an jenem, der mit ihm die Ananas geteilt, und an den andern, die ihn trotz seiner Bitten davongejagt. Auf einmal sei es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen, und er hätte sie alle erkannt: ihnen allen war er im Leben begegnet und hatte ihnen hartherzig das getan, was sie ihm jetzt angetan hätten. Sie alle hatte er mit ihren Bitten abgewiesen und sie scheltend davongejagt: den Mann mit den Bananen und dem Reis, mit den Fischen und den Stoffen. Einmal habe er sich bei großer Hitze durstig an die Straße gesetzt, sich an einer Ananas zu erfrischen, da sei ein alter, müder Mann gekommen und habe ihn um ein Stückchen gebeten. Der habe ihn so gedauert, daß er mit ihm voll Mitleid die Frucht geteilt habe. So sehe er denn, daß jede gute und jede böse Tat ihre Vergeltung finde. Die Schlucht aber, über die er den Weg nicht gefunden habe — das sei die Grenze des Lebens.«

Noch mancherlei hübsche Geschichten hörte ich, wenn ich abends im Plauderstündchen mit den Dorfleuten zusammensaß.

Endlich war ich im letzten Dorf — Súka Rádja »Königslust«, einem kleinen Dorf mit kaum einem halben Dutzend Häuschen. Hochzeit sollte hier sein, und der Riau bat mich namens des jungen Paares, doch einen Tag zu verweilen, gar selten käme ein weißer Mann hierher, so sei es zweifellos ein gutes Vorzeichen, daß ich gekommen, und ich möge am

Hochzeitstag bei ihnen bleiben. Von hier sollte mein Zug über das unbekannte Gebirge beginnen, so gönnte ich gern meinen Kulis den Ruhetag.

Dreimal defilierte der Hochzeitszug in armseligem Pomp an mir vorbei, und als ich die Braut in ihrem reichen Schmuck mit Flitterkrone und Gürtelschnalle und Ringen an den Armen fast bis zur Schulter und Reifen an den Füßen photographierte, da stellte sich das liebliche Naturkind so kokett in Pose, wie die raffinierteste Europäerin. Tänze und Kampfspiele feierten den Tag. Überaus eigenartig waren sie, gemessen und ruhig. Man glaubt ja bei uns fast allgemein, daß die Tropenbewohner eine überschäumende Lebhaftigkeit des Temperamentes und ungezügelte Leidenschaftlichkeit des Gefühls hätten und daß demgemäß ihre Tänze von wilder Ausgelassenheit und wirbelnder Heftigkeit der Bewegungen seien, nichts ist falscher als das. Phlegmatisch und ruhig ist der Malaier in seinem Wesen, Gefühlsäußerungen sind selten, Gefühlsausbrüche kaum je zu spüren: das ist wohl das drückende feuchtheiße Klima! Dem entsprechen auch ihre Tänze und was ja dazu gehört, die Kampfspiele. In der feuchten Hitze ist der Körper fast ständig in leichter Transpiration, und da der Schweiß bei der übergroßen Luftfeuchtigkeit nicht verdunsten und damit Kühlung bringen kann, so ist dieser Zustand ständigen Transpirierens lästig, noch lästiger aber heftige Bewegung, die den Schweiß aus allen Poren brechen läßt. Dem hat sich die gesamte Lebensführung der Inländer und auch der Tanz angepaßt, bei uns ist der Tanz Bewegung, bei den Malaiern dagegen ist er Pose, und die Bewegung ist nur der unvermeidliche Übergang aus einer Pose in die andre. Auch bei den Kampfspielen gilt dasselbe, ob es nun Faustkämpfe oder Schwertkämpfe sind, blitzschnell erfolgt der Angriff und entsprechend die Parade, ein Begegnen oder ein Ausweichen, diese Pose wird eine Weile gehalten, dann erst zieht sich der Angreifer in neue Vorbereitung zurück, und in gleicher Weise gibt der Verteidiger die Parade auf, um einen neuen Angriff vorzubereiten. Nicht daß wie bei uns ständige provozierende und gegenspielende zuckende Bewegung herrscht. Ebenso ist es beim Tanz; zwar die Füße spielen leise, der Körper wiegt

sanft im Rhythmus der begleitenden, nicht melodiösen, sondern taktmäßigen Musik — aber das Wesen des Tanzes sind die ausgehaltenen Posen, und die Tanzbewegungen sind nur das unvermeidliche Hinübergleiten aus Pose zu Pose. Dadurch hat der Tanz etwas feierlich Gemessenes, ich möchte sagen, Reliefartiges. Eigenartig aber sind auch die Posen, die Haltung des Körpers. Wenn die Stellung die Hauptsache ist und die Bewegung nur ein nicht zu umgehendes Übel — um es drastisch auszudrücken —, so müssen natürlich alle Möglichkeiten voll ausgenutzt werden, um Abwechslung zu schaffen, es wird hockend, kniend, stehend gekämpft — der Angriff richtet sich gegen Fuß, Knie, Körper und Kopf —, die Parade erfolgt mit Waffe, Arm, Ellbogen, Hand und Knie usw. So bietet das Kampfspiel ein ungeheuer mannigfaltiges Bild. Beim Tanz sind die Möglichkeiten immerhin beschränkter, eigenartige Drehungen und Beugungen des Körpers, vor allem aber der Arme und Hände und auch der Beine. Die Hände in scharfem Winkel abgeknickt, die Finger eigenartig zurückgebogen — aber das wesentliche bleibt die Endstellung. So gleitet der Tanz, nur wenig von der Stelle gehend, im Takte der klangvollen Musik aus Pose in Pose, mannigfaltiger wird er durch den Wechsel der Taktarten. Wie belebte Reliefs wirkten die Tänzer immer auf mich, auf den altindischen Tempeln Javas sind zu Hunderten und Tausenden uns alte Reliefs erhalten, die uns den indischen Geist dieser Tänze vor Augen führen. Man muß sich eingewöhnen in diese fremde Art — langweilig haben manche Reisende die Tänze genannt, ihnen ist der indische Geist fremd geblieben. Für mich haben diese Tänze und Spiele in ihrer eminent malerischen Wirkung und Abgeglichenheit stets einen großen Reiz gehabt. Zweifellos sind sie künstlerischer als unser europäisches Gehopse. Überhaupt die alte indische Kultur —!

Selten sah ich auf den Malaiischen Inseln diese alte Kunst so als allgemeinen Volksbesitz, wie gerade hier am Rawas- und Rupit-Fluß. Weniger anziehend war ja der Gesang, ein eigenartig an- und abschwellendes Deklamieren mit merkwürdig überstellter Stimme.

Bis tief in die Nacht hinein dauerte das Fest, die rastlos schallende Musik.

Am nächsten Morgen war bei heiterstem Himmel »Gewitterstimmung«. Ich merkte bald, daß irgend etwas nicht klappte, aber kehrte mich nicht daran und trieb zum Aufbruch. Da kam es — die Kulis streikten, sie wollten den Weg über das unbekannte Gebirge nicht gehen und erklärten, daß sie heimkehren wollten. Zweifellos hatten sie Angst, vor dem Gebirge, vor den unbekannten Gefahren, vor dem Hunger. Die Dorfleute hier mögen schöne Mordgeschichten erzählt haben, es waren so ein paar zahnlose alte Mummelgreise hier, die auch mir schon immerfort in den Ohren gelegen hatten mit ihrem Geunke. Ich versammelte die Kulis und setzte ihnen alles genau auseinander, unsere Vertragsbedingungen, hielt ihnen meine Güte und Gerechtigkeit vor und erklärte ihnen ganz genau den kommenden Weg. Vergeblich. Ich wurde grob. Vergeblich. Ich redete ihnen gut zu. Vergeblich. Ich versuchte es mit Scherzen, sie bei ihrem Ehrgefühl zu packen. Vergeblich. Ich versprach ihnen Zulage. Vergeblich. Sie streikten und wollten heim. Wütend verließ ich das Haus, und im hastigen Hinausgehen rannte ich mit dem Kopf heftig gegen den Dachbalken an, da mußte ich trotz meiner Wut doch lachen — es war wie ein Wink: mit dem Kopf durch die Wand geht es nicht! Wie war denn meine Lage? Ich war auf die Kulis direkt angewiesen. Im tiefsten Innern Sumatras, unendlich fern der Küste, ohne Möglichkeit von Hilfe. An Ort und Stelle konnte ich noch nicht ein Viertel der Kulis bekommen, die ich brauchte — dazu war es ganz unsicher, ob die überhaupt wollten. Und schließlich, ich hatte überhaupt nicht mehr soviel bares Geld bei mir, um die Kulis auszuzahlen, geschweige denn mir mit neuzumietenden weiterzuhelfen. Die Kulis sollten ja ihren Lohn an der Küste bekommen, wo ich wieder zu Geld gelangen konnte. Also ich war hilflos, machtlos, wehrlos. Was tun? Bei einer Zigarre brütete ich vor mich hin. Dann hatte ich's: divide et impera! Zwiespalt zwischen die Leute säen und dann einen brauchbaren Kompromiß! Ich kannte ja meine Kulis allmählich persönlich recht gut, die gelegentlichen abendlichen Plauderstündchen kamen mir da zustatten, ich kannte die Anstifter. Also zunächst zog ich Djinal, Dullah und Ripin, soweit nötig, ins Vertrauen, daß sie die einzelnen Kulis entsprechend bearbeiten sollten. Ich selbst ging

einstweilen Affen schießen, die den Gärten großen Schaden zufügten; damit gewann ich zugleich den Dank der Dorfbewohner. Nach einer Stunde begab ich mich dann zu den Kulis und hielt ihnen eine schmetternde Rede, setzte nochmals alles auseinander, wurde aber nun persönlich, den lobte ich ins Aschgraue, jenen schimpfte ich aus, diesen verspottete ich, und dem redete ich gut zu; persönliche Streitereien der Kulis untereinander nutzte ich aus, ich drohte und versprach, kurz ließ alle Minen springen, und siehe da, nach kurzer Zeit hatte ich den streikenden Haufen in eine Menge sich heftig zankender Parteien gespalten. Ich ließ sie eine Weile zanken, dann stiftete ich Frieden, versöhnte sie miteinander, soweit es mir nötig war, die drei Hauptaufrührer jagte ich weg und zahlte ihnen zur Strafe für ihre Widersetzlichkeit keinen Lohn aus; ein paar ganz schlauen, die in richtiger Erkenntnis der Sachlage erklärten, sie gingen mit mir, wohin ich wolle, gewährte ich eine Zulage. Mit den andern einigte ich mich, daß sie — allerdings unter Umgehung des schrecklichen Gebirges — mich auf anderem Wege zur Westküste brächten, aber dafür eine kleine Lohnkürzung erlitten. So war alles in Ordnung — und die Autorität gewahrt.



URWALDWEBEN

Durch Urwald, über offene Fluren näherten wir uns dem mächtigen Gebirge, imponierend baute sich das Massiv des Vulkans Kaba vor uns auf, und der schroffe Gipfel, der aus mehreren spitzen Kraterkegeln Dampf- und Rauchwolken ausblies, erweckte meine Sehnsucht. An seinem Fuße führt der Weg herum, so ward ich auf mein Befragen von der Bevölkerung unterrichtet. Mein Plan war gefaßt: die Kulis marschieren am Fuß herum — ich überquere mit nur zwei Begleitern den Gipfel.

Und wieder tauche ich hinein in den tiefen Urwald und strebe dem mächtigen Berge zu, langsam führt uns der Urwaldpfad höher. Kaffeegärten der Eingeborenen, manche verlassen, andere noch in Benutzung, liegen verstreut im Urwald. Auf einem stand noch auf breiter offener Fläche ein kleines gutes Haus, hier richteten wir uns zur Nacht ein, um dann am nächsten

Morgen den Aufstieg zu unternehmen. Bis hierher hatte ich mit dem Riau des Dorfes, der als Führer mitkam, reiten können. Der kommende Tag versprach schön zu werden, wolkenloser Nachthimmel spannte sich über uns, und abends kam der Vollmond hoch und übergoß den weiten Urwald, den mächtigen rauchenden Gipfel des hohen Vulkans mit bleichem, hellem Licht. Lange saß ich vor dem kleinen Haus in Betrachtung versunken, die Vorfreude auf all das Schöne, was die nächsten Tage mir bieten würden, auskostend. Unendlich reizvoll ist ein Urwaldvulkan, wann und wie man ihn auch schaue.

Gegen zwei Uhr nachts erwachte ich von einem unheimlichen Lärm fern im Urwald. Dumpf ertönte das Brüllen, das gellende Geheul der Siamangs, Ungkos ließen melodisch sich dazwischen hören, schrill kreischten Affen in Angst und Entsetzen, und Nashornvögel krächzten mißtönend dazu, der laute Schrei von Raubvögeln mischte sich hinein — entsetztes Trompeten von Elefanten — es war, als ob die gesamte Natur in Aufruhr geriete, als ob jedes Tier, jeder Vogel in wahnsinnigster Angst gellend seine Stimme ertönen ließe und einstimmte in den Aufschrei der Natur. Immer mächtiger schwoll der Aufruhr an, immer toller wurde das höllische Konzert — immer neue Stimmen mischten sich gellend hinein — schaurig schön im Dunkel der Nacht. Immer näher kam es heran in maßlosem Anschwellen — man konnte sich dem tiefen Eindruck nicht entziehen — jetzt ist es ganz nah — die Pferde im Stall beginnen angstvoll zu wiehern und zu schlagen und an den Ketten klirrend zu reißen — die Hunde miefen und jaulen zitternd — wildester Aufruhr ringsum — ein Tiger ist nah! — Ich stehe am Fenster, die Hand um den Kolben des Drillings gepreßt. Im hellen Mondschein erglänzt der freie Platz vor dem Hause — dort drüben, fünfzig Schritt weit, am Rande des Urwaldes muß der Tiger sein, dort liegt er in gieriger Beutelust, bereit hervorzubrechen. Wie rasend sind die Pferde, schreiend vor Angst und an den Ketten reißend — meine Augen bohren sich hinein in den blauschimmernden und doch so schwarzen Urwaldsaum — jeden Augenblick hoffe ich, die herrliche Bestie hervorkommen zu sehen — nichts — nichts. Minuten verstreichen, in der Ferne ist es still geworden, nur am Haus tobt

der Aufruhr weiter. Minuten. Die Pferde lassen nach, ums Haus wird es ruhiger — der Aufruhr entfernt sich, immer wieder sich erneuernd durch neu einfallendes Angstgeschrei — immer weiter — und weiter — und verhallt schließlich fern im Urwalde. Nach einer halben Stunde herrscht tiefes Schweigen in der stillen Natur, als ob nichts geschehen. Ein Tiger hatte sein Reich durchmessen! 56 Schritt vom Haus — das stellten wir am nächsten Morgen fest — hatte der Tiger kehrtgemacht.

Unendlich eindrucksvoll, wie weniges, was ich je erlebt, war dieses wunderbare Geschehnis, dies angstvolle Erwachen der Natur in nächtlicher Stunde, der wahnsinnige Aufschrei der Lebewelt vor dem erbarmungslosen Würger, und machtvoll brachte es zum Bewußtsein: nicht der Mensch ist Herrscher im Urwald — der Tiger ist's, die königliche Bestie!

Nun verstand ich's, warum der Eingeborene dem Tiger sich voll Ehrfurcht naht, ihn scheu und demutvoll anspricht, warum er ihn als Ahnherrn verehrt und sich seines Stammes rühmt: er fühlt sich unfrei vor seiner gewaltigen Kraft und Furchtlosigkeit, der sich alles beugt, er hat die Scheu alter Tage noch nicht überwunden, er ist noch nicht frei im Urwald, empfindet die Sklavenketten und neigt sich mit allem Getier vor seinem Herrn, dem Herrscher des Urwaldes.

Nur wenn er sich sicher fühlt, dann wagt er's, gegen den Stachel zu lecken, wie der Schulbub hinter dem Rücken des Lehrers wird auch er kühn und wagt zu spotten, dann erzählt er sich Geschichten, daß der Tiger dumm und eitel sei und daß man mit ein wenig Schlauheit ihn leicht übertölpele. »Der Tiger hatte einst das Weibchen des Moschusrehs gefressen, und gramvoll sann das kleine Männchen auf Rache. Es ging zum Tiger, der satt unter einem Baum lag, und schmeichelte ihm: Glaube nicht, Herr, daß ich dir zürne, daß du meine Frau gefressen, was ist ein kleines Moschusreh vor deiner Herrlichkeit! Du bist unser König und hast alles Recht über uns, was du tust, ist gut, und ich werde schon ein anderes Weibchen finden. Und beschwatzte den Tiger und erzählte ihm, nicht weit lebe ein anderer Tiger, der aber wohl noch mächtiger sei. Der Tiger richtete sich drohend auf. Nein, beschwichtigte ihn das Moschusreh, ich glaube es ja nicht, aber er selber behauptet es und

rühmt sich, daß du dich nie trauen würdest, deine Kraft mit ihm zu messen. Da wurde der Tiger zornig und fragte ihn, wo denn der Tiger hause, der sich solcher Reden erkühne. Das Moschusreh wich aus und wollte den Tiger beruhigen, und reizte ihn damit immer mehr. Rasend vor Wut begehrte der Tiger, zu seinem Rivalen geführt zu werden. ‚Er wohnt in einer tiefen Höhle, Herr!' sagte das Moschusreh, ‚wirst du dich da auch hineinwagen?' Zornig schnappte der Tiger nach dem kleinen Tierchen, aber geschickt wich es aus und ließ sich bereden, den Tiger hinzuführen. Und es führte ihn an einen tiefen Brunnen im dunkelsten Urwald und sagte dem Tiger, in dieser Höhle wohne sein Rivale. Der Tiger sprang laut brüllend vor auf das Loch, und als er im Wasser unten sein Spiegelbild sah, da packte ihn rasende Wut, und brüllend sprang er hinein, um seinen vermeintlichen Nebenbuhler zu töten. Und elend mußte er im tiefen Brunnen ertrinken. So hat das kleine Moschusreh sich durch Klugheit an dem starken Tiger gerächt.«

Der Weg im Urwald war zunächst noch ganz leidlich, aber bald wurde er schlechter und schlechter, und schließlich hörte er ganz auf, es hieß: nur Höhe gewinnen. Das Flußtälchen, in dem wir erst gegangen, wurde völlig unwegsam, Felsblöcke und Baumstämme türmten sich übereinander, daß an ein Fortkommen nicht zu denken war. So erkletterten wir die Höhe der Bergflanke, schließlich führten uns Elefantenpfade. Hier oben weht der Wind schon ganz anders wie unten im Flachland, so waren die Stämme oft windbruchartig übereinandergeworfen, indes der Urwald ungehindert durch all die Lücken und Räume üppig in die Höhe wucherte. Die Elefanten sind glänzende Turner und wissen die größten Schwierigkeiten spielend zu überwinden, indes uns das Klettern Schweißströme kostete. Wenn bloß nicht so viel Blutegel gewesen wären! Neue Mannigfaltigkeit des Urwaldes in der Höhe. Allmählich wurde es Krüppelwald und Gebüsch, Rhododendren, Bambus, Pandanuspalmen, dazwischen viele Meter hohes daumdickes Elefantengras in undurchdringlichen Fluren. Und was für Gebüsch, nicht durchzukommen, oft muß man Hunderte von Metern auf dem Buschwerk kriechen, ohne auch nur mit der Spitze des Berg-

stockes festen Boden zu fühlen, wie auf einer weichen, federnden Matratze. Wehe, wer versinkt! Gewirre von Felsblöcken dazwischen. Eine Wildheit der Natur, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Wie dankbar bin ich doch den Elefanten; ohne ihre Pfade wäre oft ein Durchkommen kaum möglich, und soweit es irgend geht, folgen wir ihren Spuren. Aber Höhe gewinnen, heißt es für uns. Endlich gegen Abend sind wir todmüde oben. Wasser haben wir mitgebracht, Brennmaterial liegt genug herum, nahe dem Gipfel bauen wir aus grünen Zweigen ein primitives Hüttlein, es ist ja nur Kniewuchs hier oben, hart ist das Lager zwischen den Steinen. Eisig ist die Nacht, und fast auf den Gefrierpunkt sinkt das Thermometer. Aber die herrlichen Kraterbilder entschädigen mich für alles, für alle Anstrengungen und Strapazen. Ich stehe und schaue hinab in den ungeheuren Krater, den der Sonne helle Glut durchleuchtet. Eine Farbenpracht von unvergleichlicher Schönheit, weiß brodelnder Wasserdampf mit leuchtend gelben Schwefelschwaden durcheinander wogend; schwarze Rauchsäulen zu mächtiger Höhe dazwischen. Gelb ist der tiefe Kraterboden, von schwarzen unergründlichen Löchern zerrissen, tiefblaue Wasserpfützen da drüben. In leuchtendem Purpur und gleißendem Violett stehen in Hunderte von Metern hohen Abstürzen die Kraterwände, tiefgelbe und grünliche Flecke allenthalben — strahlend blauer Himmel darüber. In einer Großartigkeit der Formen sondergleichen, in einer glühenden Fülle buntester Farben prangt ein Tropenvulkan — ein Bild hinreißender Schöne. Und was dem Urwald an bunter Pracht fehlt, über die Krater hier ist's in Überfülle ausgegossen. Der Tag verging im Fluge, morgen heißt es hinabsteigen. Heute noch in der wilden, ungebändigten Schönheit der Natur — in wenig Tagen schon wieder im Bereiche westlicher Kultur, am Gestade des Meeres, das fern am Horizont sich dort als grünlicher Streifen dehnt.

Bitterkalt war die Nacht, an Schlafen nicht viel zu denken: hart drückten die Steine, eisig blies der Wind. So stieg ich denn schon vor Sonnenaufgang hinauf zum Gipfel, das Tagesgestirn zu erwarten. Hell funkelten die Sterne am tiefblauen Nachthimmel, strahlend hoch oben der Orion, unscheinbar dort

hinten das südliche Kreuz. Tiefes Schweigen ringsum, kein Lebewesen ließ seine Stimme hören, nur tief unten im Krater brodelte und zischte der ausströmende Dampf seine zarten Melodien. In meine Decke gehüllt saß ich da, in der Höhe, das Kinn auf die Knie gestützt, und schaute hinab in das weite Land, in das nächtliche Dunkel. Graue Nebelschleier lagen in der Tiefe. Da rötet sich der Osthimmel, leise Dämmerung setzt ein. Purpurner Glanz zuckt auf am fernen Horizont und leichter Lichtschein kämpft gegen die schwarze Nacht. Im Nebelmeer unten beginnt es zu wallen und zu brodeln, schon deutlicher vermag das Auge zu sehen. Immer höher steigt der Rosenschein im Osten, und in goldiges Orange ist der Horizont getaucht. Ein kühler Luftzug bringt das Nebelmeer in lebhafte Bewegung, hier ballen sich die Haufen zusammen, um dort zu zarten Schleiern zu werden, hier steigen sie wirbelnd auf, um dort zu zerreißen — langsam lösen sie sich auf, wie widerstrebend, mehr und mehr und geben hie und da die nachtschwarze Tiefe frei, bis nur noch ein loses Gitter dichterer Schwaden und zarten Dunstes über dem schlafenden Lande liegt. Hier und dort kommen Hügel heraus, und im zunehmenden Dämmerlicht malt sich das endlose Meer des Urwaldes in den Lücken der wogenden Nebel. Da schießen feurige Strahlen am Osthimmel hoch, zerfetzen die Nebel und senden blendendes Licht hinauf zum Zenit, die Sonne taucht auf und gießt leuchtenden Purpurschein über die Wolken und vergoldet die zarten Nebelschleier über den Tälern, der Himmel erglüht, und ein rosiger Schimmer breitet sich aus über den Urwald. — Langsam erblaßt das unsagbar schöne Bild, die Nebel zerstieben, und dunkelgrün liegt der unendliche Urwald im lichten Sonnenschein. Nüchternes Licht, wie zerstörst du die stille, ahnende Poesie. Wie schön war der Urwald!

Auf freier, sonnenerleuchteter Höhe sitze ich und schaue hinab, tief unten dehnt sich der unermeßliche Urwald und breitet sich in die Weiten, so fern das Auge reicht, am dunstigen Horizont verwebt er sich mit dem Schimmer der grauen Luft ins Wesenlose. Gleichartig alles, traumverloren haftet mein Blick im endlosen Grün. Leichte Nebelschleier heben sich und ballen sich, um aufsteigend im Himmelsblau sich zu verlieren.

So kommen und gehen die Gedanken. Dort unten liegt er, der finstere Urwald, regungslos, starr — lange, lange Wochen bin ich dort gewandert im Dämmer des Rimba. Dort ist die Heimat der Kubus und des Siamangs, aber sie sind wie das scheue Wild, und Herr ist der Tiger. Lastend hält der schweigende Urwald alles in seinem Bann, eine dämonische Naturgewalt. —

Wie eine freundliche Mutter spendet er allen reiches Gedeihen, und alles drängt an seinen Tisch, aber alles drängt sich und beengt sich, und wer findet Platz? Da schickt der finstere Urwald den Tod unter sie, die seine Kinder sind, und der Tod bringt Erlösung, üppig gedeiht alles in gegenseitiger Vernichtung, jedes lebt vom Tode des andern, Pflanzen und Tiere. Und der Urwald wispert und knistert vom sprossenden Leben und raunt und murrt vom schleichenden Tode, auf schreit sein tiefes Schweigen, und der in Verzweiflung sich bäumende Kampf versinkt in Grabesstille. Und der Mensch steht mitten darunter, der Mensch, des Kraft sein schaffender Geist ist, der Mensch, der einzig ist unter allen Lebewesen. Aber der Urwald knechtet ihn und macht ihn zum Tier unter Tieren. Im Dämmer des Rimba ist er doch Mensch geworden, und in seinem Schatten begann die schöne Menschenblüte sich zu entfalten. Soll sie verwelken? Ist doch der Kubu kaum viel mehr als ein Tier, kaum mehr als der Siamang, der hoch oben durch die Bäume sich schwingt. Scheu und versteckt führt er sein elendes Dasein, und sein Geist verdorrt in der Härte des Lebens. Und doch — dennoch bleibt der Sieg nicht dem finsteren Urwald! Wohl ist er Herr aller Lebewelt, aber des Menschen Geist bleibt ihm nicht untertan. Hart ist der Kampf, aber des Menschen ist letzten Endes doch der Sieg! Und wie die junge Sonne durch den Nebel bricht und mühsam nur die wogenden und sich ballenden Schwaden durchdringt, um endlich mit siegender Kraft ihrer Herr zu werden und der Welt Licht und Wärme und Leben zu bringen — so wird auch des Menschen Geist endlich den Sieg erringen, und seine Seele wird das Leben erhellen!

Die Sonne steigt höher, und heiß werden ihre Strahlen. Ich wende mich um, vor mir liegt frohe, helle Zukunft — und hinten bleibt im Dämmer der Rimba. —

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig



